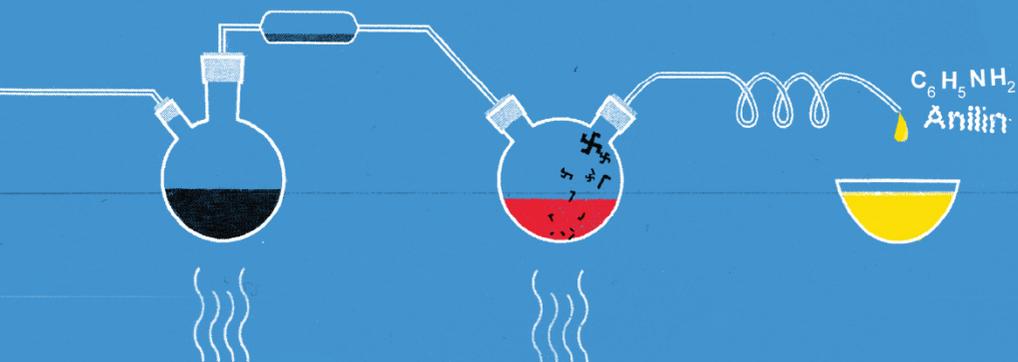


Lena Höft

Karl Aloys Schenzingers ›Anilin‹
als »durchgesehene und ergänzte
Neuaufgabe«



Reihe

Reflexionen des Gesellschaftlichen in Sprache und Literatur. Hallesche Beiträge. Band 3

Gerd Antos, Ines Bose, Thomas Bremer, Ursula Hirschfeld,
Andrea Jäger, Werner Nell, Angela Richter (Hg.)

Publikation des Promotionsstudiengangs an der Internationalen
Graduiertenakademie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg:
Sprache – Literatur – Gesellschaft. Wechselbezüge und Relevanzbeziehungen
vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

© 2014

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts
ist ohne Zustimmung der AutorInnen unzulässig.

Bei Zitation ist der Uniform Resource Name anzugeben:

urn:nbn:de:gbv:3:2-30039

ISSN: 2194-7473

E-ISBN: 978-3-86829-710-2

Cover, Satz: Steffen Hendel

Karl Aloys Schenzingers *Anilin* als
,durchgesehene und ergänzte Neuauflage‘

Ein nationalsozialistischer Sachbuchbestseller und
seine Transformation in die Frühphase der Bundesrepublik

Lena Höft

Inhaltsverzeichnis

1.	Einleitung	5
2.	Biografisch-bibliografische Vorbemerkungen	9
3.	Kurzer Abriss der Rezeptionsgeschichte	13
4.	Das Original 1936	21
4.1	Das Bild von Heimat und Ferne – Die Darstellung des Auslands in Abgrenzung zum Deutschlandbild	21
4.1.1	Die Darstellung Indiens	25
4.1.2	Die Darstellung Englands	30
4.2	Das Bild des (deutschen) Chemikers – Charakterisierungsansätze	33
4.2.1	Friedlieb Ferdinand Runge	38
4.2.2	August Wilhelm Hofmann	46
4.2.3	Adolf von Baeyer und die Frage der Bedeutung der Darstellung des einzelnen Forschers für den Erzählverlauf	52
4.3	Das Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaft	56
4.4	Zwischenfazit	65
5.	Nachkriegsbearbeitung 1949 – Ein Textvergleich	75
5.1	Analyse exemplarischer Textstellen	76
5.2	Zwischenfazit – Was ändern die bearbeiteten Textstellen am Inhalt des Romans?	90
6.	Schlussbetrachtung	95

7.	Literaturverzeichnis	99
8.	Abkürzungsverzeichnis	103
9.	Anhang – Synopse der geänderten Textstellen	105
	Zur Autorin	131

1. Einleitung

Man stelle sich einen großen Bestseller vor, einen, der nach heutigen Maßstäben in jeder Buchhandlung und auf jedem Bahnhof verkauft wird. Einen, über den alle sprechen und den viele gelesen haben. Solch ein Buch war im Dritten Reich Karl Aloys Schenzingers Tatsachenroman *Anilin* (1936).

Darin wird anhand von Forscherbiografien die Geschichte der deutschen chemischen Farbenindustrie geschildert – angefangen in den 1820er Jahren bis in die Gegenwart des Romans 1936. Die Erzählung ist in sieben Teile gegliedert, die nach darin jeweils maßgebenden (chemischen) Stoffen benannt sind: (1) *Indigo*, (2) *Leuchtgas*, (3) *Steinkohlenteer*, (4) *Anilin*, (5) *Benzol*, (6) *Künstlicher Indigo* und (7) *Atebrin*. Die Geschichte beginnt (1) mit der Schilderung pflanzlicher Farbstoffgewinnung auf einer britischen Indigopflanzung in Indien. Mit einem geografischen Sprung nach Berlin (2+3) werden der Chemiker Friedlieb Ferdinand Runge und sein Umfeld eingeführt, die Situation der chemischen Forschung auf deutschem Gebiet vorgestellt und ein erster Bezug zu den Teerfarben genannt, die die Erzählung über weite Strecken bestimmen. (4) Die Figur August Wilhelm Hofmanns verknüpft die zahlreichen im Roman aufgeführten Chemiker miteinander und nimmt immer wieder auf Runge Bezug. Die Schauplätze des Romans sind an die historischen Aufenthaltsorte der Protagonisten angelehnt, sodass die Handlung um Runge in Berlin und Oranienburg, die um Hofmann in Gießen, Bonn und London spielt. Die Hauptprotagonisten Friedlieb Ferdinand Runge und August Wilhelm Hofmann werden als Wegbereiter der deutschen Farbenindustrie gewürdigt, Runge sogar verehrt. (5) Runge und Hofmann gelten im weiteren Verlauf als Maßstäbe, an denen Chemiker wie Justus von Liebig, August Kekulé, Karl Gräbe oder William Henry Perkin gemessen werden. Bei ihnen kommt es Schenzinger nicht mehr auf die Darstellung ihrer Charaktere an, sondern nur noch auf ihre funktionelle Bedeutung für die Entwicklung der Farbenchemie und den Aufbau der Betriebe der späteren I.G. Farbenindustrie AG (I.G. Farben) (6), der Firma Bayer und der BASF. Hierbei wird auch der Zielpunkt des Romans ersichtlich: die geeinte deutsche chemische Farbenindustrie im nationalsozialistischen Bund deutscher Chemiker, in dem auch die I.G. Farben aufgeht. Mit dem letzten Teil des Romans (7) wird der Bogen zurück nach Indien geschlagen. Der bei Bayer forschende Arzt

Horn, eine fiktive Figur, geht nach Indien, um dort mit deutschen Medikamenten die Malaria zu heilen. Anhand seiner Figur wird die Entwicklung chemisch-technischer Verfahren in der Farb- und Medikamentenherstellung zusammengeführt. Die letzten Sätze des Romans nehmen einen verheißungsvollen Bezug auf das nationalsozialistische Deutschland als dem Förderer der chemischen Entwicklung und Industrie.

Den Zielpunkt naturwissenschaftlich-technischer Forschungsprozesse und Entwicklungen bildet der Aufbau einer deutschen Chemieindustrie, die sich zur I.G. Farben zusammenschließt. Hier wird ein Betriebszusammenschluss zum Telos erklärt, der während des Zweiten Weltkriegs bekanntlich Zwangsarbeiter einsetzt, das Giftgas zum Genozid an den europäischen Juden und andere Gefangener in den Vernichtungslagern herstellt sowie an der Produktion von Rüstungsgütern beteiligt sein wird.

Vor diesem historischen Hintergrund ist es bemerkenswert, dass der NS-Bestseller *Anilin* nach dem Zweiten Weltkrieg abermals aufgelegt wurde. Auch Schenzinger und sein Verleger Wilhelm Andermann, mit dem er schon während des Dritten Reiches zusammenarbeitete, wissen um die Rolle der I.G. Farben während des Nationalsozialismus, denn sie machen mit der Chiffre ‚durchgesehene und ergänzte Neuauflage‘ deutlich, dass ihnen der Stoff bearbeitungsbedürftig erschien, um ihn in der Bundesrepublik erneut auf den Buchmarkt zu bringen. *Anilin* war mit 920000 verkauften Exemplaren während des Nationalsozialismus¹ ungemein erfolgreich, hieran galt es anzuknüpfen. Also nahmen sie sprachliche Korrekturen am Text vor und ‚entnazifizieren‘ den Romantext, doch kann von keiner umfassenden Überarbeitung vor dem Hintergrund der historischen Ereignisse des Zweiten Weltkriegs gesprochen werden, sondern lediglich von der Minimalerfüllung einer selbst gewählten Pflichtaufgabe. Die Neuauflage *Anilins* (1949) verklausuliert die I.G. Farben zur Weltindustrie. Damit nimmt die Überarbeitung eine erste Form der ‚Geschichtsglättung‘ vor.

Neben *Anilin* kam 1949 Schenzingers zweiter Tatsachenroman *Metall* (Erstauflage 1939) erneut heraus. Die ‚durchgesehene und ergänzte Neuauflage‘ wird für Schenzingers Bestseller aus dem Dritten Reich zum Codewort für die Transformation der Texte in die Bundesrepublik. Es galt, einen bewährten Stoff – man könnte auch sagen die ‚Marke Schenzinger‘ – erneut zu verkaufen. Autor und Verleger hielten es für ratsam, für erneute Verkaufserfolge anschlussfähig an die Lesegewohnheiten der Käufer zu bleiben. Die letzte Ausgabe *Anilins* erschien 1973,

nach zahlreichen Buchclubausgaben und mehr als zwanzig Jahre nach der Neuauflage.

Diese Untersuchung beider Ausgaben *Anilins* zeigt, dass und wie sich Versatzstücke nationalsozialistischen Schriftguts in der Literatur der neu gegründeten Bundesrepublik wiederfinden. Zur Erfassung aller Änderungen wurden beide Textfassungen vollständig miteinander abgeglichen. Eine Auswertung und Interpretation exemplarischer Textstellen weist auf grundsätzliche Befunde zum Text hin, der gesamte Textstellenabgleich findet sich aufgelistet im Anhang. Das Beispiel Schenzingers zeigt, dass sich der politische Systembruch 1945 nur bedingt in der Sachliteratur niederschlägt. Der Textabgleich *Anilins* offenbart, unter welchen Bedingungen ehemals nationalsozialistische Inhalte im Text verbleiben. Neben der Überarbeitung bewährter Stoffe schrieb Schenzinger in *Atom* (1950) und *Bei I.G. Farben* (1953) abgesehen von einigen geänderten Schlagwörtern in gewohnter Manier weiter. Aufgrund dieser thematischen und inhaltlichen Kontinuitäten erscheint es notwendig, nicht nur für einige Bücher sondern für sein gesamtes Schreiben von einem Transformationsprozess vom Nationalsozialismus in die Bundesrepublik zu sprechen.

Anmerkung

- 1 Vgl. Christian Adam: *Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich*. Berlin 2010, S. 323.



2. Biografisch-bibliografische Vorbemerkungen

Aus dem Leben Karl Aloys Schenzingers ist eher wenig bekannt. Er wurde am 28. Mai 1886 in Neu-Ulm geboren, nach dem Abitur absolvierte er eine Apothekerlehre, die er nach vier Jahren abbrach, um Medizin zu studieren². Während des Ersten Weltkriegs unterbrach er sein Studium und diente als Sanitätsoffizier³. 1918 nahm er sein Studium wieder auf und promovierte über Schizophrenie; er praktizierte als Gutachter und Nervenarzt in Hannover. In diese Zeit fallen auch erste schriftstellerische Ambitionen, doch gelang es Schenzinger nicht, einen Verleger für seine Schriften zu finden. Im Oktober 1923 emigrierte er nach New York, wo er eine Filmgesellschaft gründete, deren Material er bei seiner Rückkehr nach Deutschland 1925 ohne Erfolg zu vermarkten versuchte. Zum Broterwerb fand er eine Anstellung in einer Armenarzt-Praxis im Berliner Stadtteil Wedding. Der in Deutschland verfasste Abenteuerroman *Abitur am Niagara* (1928) bescherte ihm einen ersten schriftstellerischen und finanziellen Erfolg⁴, weshalb er fortan als freier Schriftsteller arbeitete⁵.

Ab 1931 sympathisierte Schenzinger mit dem Nationalsozialismus; sein Roman *Man will uns kündigen* (1931) erschien als Vorabdruck im *Völkischen Beobachter*, genauso wie ein Jahr später *Der Hitlerjunge Quex* (1932), Schenzingers bekanntestes Werk, das unter Anregung des Reichsjugendführers Baldur von Schirach verfilmt wurde⁶. Rosenberg, der „Beauftragte des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung der NSDAP“ empfahl die Lektüre des *Hitlerjungen Quex* und Schenzinger wurde Ehrenmitglied der Hitler-Jugend (HJ)⁷. Ebenfalls im Umfeld der HJ spielt der Baldur von Schirach gewidmete⁸ *Herrgottsbacher Schülermarsch* (1934). Wie *Anilin* und *Metall* (1939) wurde *Der Hitlerjunge Quex* im 1933 neu gegründeten Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermanns in Berlin herausgegeben. Andermann blieb auch nach dem Zweiten Weltkrieg Schenzingers Verleger.

Wann genau *Anilin* veröffentlicht wurde, ist innerhalb der Forschung nicht eindeutig geklärt. Die Deutsche Nationalbibliothek listet für die ersten beiden Auflagen (1–10 Tsd. und 11–20 Tsd.) das Erscheinungsjahr 1936, vorhanden ist allerdings nur die zweite Auflage⁹, auch die Forschungsliteratur nennt teilweise das Jahr 1936, doch wird weder in der hier verwendeten Sekundärliteratur noch für diese Untersuchung eine Auflage aus dem Jahr 1936 genutzt, da sie kaum verfü-

bar ist. Hans Krahl geht deshalb von einem bibliografischen Fehler aus¹⁰. Diese Einschätzung erscheint mir insofern nicht zutreffend, da ein Exemplar von 1936 im Bestand der Deutschen Nationalbibliothek verzeichnet ist.

Klarer ist der große Verkaufserfolg *Anilins*. Die Gesamtauflage umfasste bei Kriegsende 920 000 Exemplare, weshalb Christian Adam den Roman auch als den erfolgreichsten des Dritten Reiches bezeichnet¹¹. Zusammen mit der veränderten und ergänzten Neuauflage 1949 lag die Auflagenhöhe bis Mai 1951 bei 1,63 Mio. Exemplaren¹². Im März 1937 kam zudem eine Hörspielversion heraus¹³. Sicherlich kann in der Förderung des Textes durch das NS-Regime einer der Gründe seines Erfolgs liegen, so ist er beispielsweise in die Nationalsozialistische Bibliographie (NSB) für das Jahr 1937 aufgenommen worden, in der darauf hingewiesen wird, dass der Roman auch in vielen chemisch-technischen Fachzeitschriften besprochen wurde¹⁴. Ein Jahr darauf schrieb der NS-Literarhistoriker Hellmuth Langenbacher in einer Beilage zur NSB von der politischen Bedeutung *Anilins*:

„Bücher, in denen Themen aufgegriffen werden, die für die heutige Lebensgestaltung des deutschen Volkes besonders bedeutsam sind, besitzen wir [u.a.] in [...] K.A. Schenzingers ›Anilin, ›Roman der deutschen Farbenindustrie.“¹⁵

Zudem gab das Oberkommando der Wehrmacht 1940 eine eigene Ausgabe für den Militärgebrauch heraus¹⁶. In den 1940er Jahren wurde *Anilin* in zahlreichen (mit dem Deutschen Reich verbündeten) Ländern Europas verlegt, 1954 folgte die Übersetzung ins Japanische¹⁷.

Nach Kriegsende betont Schenzinger den eigentlich unterhaltenden Charakter seiner Bücher; die Erfinder gestalte er dafür nach eigener Aussage zu interessanteren Charakteren aus, als sie es tatsächlich waren¹⁸. Nach dem Zweiten Weltkrieg weist er eine dezidiert nationalsozialistische Gesinnung von sich:

„Ich bin kein Dichter. Ich will nur berichten, was los ist. *Anilin* habe ich geschrieben, ohne ein Chemiker, *Metall* ohne Techniker, *Atom* ohne Physiker – *Quex* ohne Nazi zu sein.

Ich habe nur erzählt, was ich als Berliner Krankenkassenarzt gesehen habe. Uebrigens habe ich vieles am Nationalsozialismus bewundert. Ich bewundere auch Schmeling. Trotzdem kann ich das Boxen nicht ausstehen.“¹⁹

Die Betonung des Unpolitischen innerhalb seines Schreibens dient ihm hier als Rechtfertigung seines Schaffens unter den Nationalsozialisten. Nach *Anilin* entstanden noch weitere Wissenschaftsromane, die bekanntesten von ihnen sind die von Schenzinger genannten *Metall* (1939) und *Atom* (1950). Daneben schrieb er mit *Bei I.G. Farben* (1953) seine Geschichte der deutschen Farbenindustrie weiter²⁰; dies ist insofern bemerkenswert, als dass in der veränderten Neuauflage *Anilins* 1949 noch jede Erwähnung des Begriffs „I.G. Farben“ gestrichen wurde²¹.

Der Verbleib Schenzingers während der Kriegsjahre ist nicht eindeutig geklärt. Nach Kriegsende wurde er von amerikanischen Soldaten in Tirol verhaftet, 1947 vor Gericht als Mitläufer eingestuft und zu einer Geldstrafe verurteilt. Zudem erhielt er bis 1949 Schreibverbot. Ob er wirklich nur Mitläufer war, der nach vielen erfolglosen Jahren im Dritten Reich die Möglichkeit zu schriftstellerischem Erfolg zu kommen sah, ist nicht eindeutig zu klären; NSDAP-Mitglied war Schenzinger nie²². Er starb am 4. Juli 1962 in Prien am Chiemsee²³. *Anilin* wurde als Taschenbuch bis 1973 aufgelegt, der Verlag bezeichnete es in der letzten Auflage als den „Inbegriff des historisch getreuen und doch dramatisch erzählten Industrieromans“²⁴.

Anmerkungen

- 2 Vgl. Heidi Treder: *Schenzinger, Karl Aloys*. www.polunbi.de/pers/schenzinger-01.html [09.01.2012]. Treder führt die meisten Informationen zu Schenzingers Leben auf, allerdings werden sie im Text nicht direkt belegt, lediglich am Ende der Biografie befindet sich eine Literaturliste. Deshalb lassen sich die hieraus aufgeführten Ereignisse aus Schenzingers Leben auch in anderen – hier verwendeten – gedruckten Quellen finden.
- 3 Vgl. Hans Krahl: *Literatur und „Modernität“. Das Beispiel Karl Aloys Schenzinger*. In: *Modern times? German literature and arts beyond political chronologies. Kontinuitäten der Kultur 1925–1955*. Hg. von Gustav Frank [u.a.]. Bielefeld 2005, S. 45-72, hier S. 45.
- 4 Vgl. Treder, *Schenzinger, Karl Aloys* (Anm. 2).
- 5 Vgl. Karl-Heinz Joachim Schoeps: *Deutsche Literatur zwischen den Weltkriegen. Bd. 3. Literatur im Dritten Reich*. Bern 1992 (Germanistische Lehrbuchsammlung 43), S. 128.
- 6 Vgl. Treder, *Schenzinger, Karl Aloys* (Anm. 2).
- 7 [Art.] *Schenzinger, Karl Aloys*. In: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Hg. von Ernst Klee. Frankfurt a.M. 2007, S. 519.
- 8 Vgl. Treder, *Schenzinger, Karl Aloys* (Anm. 2).
- 9 Vgl. für sämtliche unterschiedliche Ausgaben von Schenzingers *Anilin*: Katalog der Deutschen Nationalbibliothek <https://portal.dnb.de/opac.htm?jsessionid=43A2DBCf24F64CF647F995DB6DA90826.prod-worker1?query=Schenzinger+Anilin&method=simpleSearch> [19.11.2014]

- 10 Vgl. Krah, *Literatur und „Modernität“* (Anm. 3), S. 60.
- 11 Vgl. Adam, *Lesen unter Hitler* (Anm. 1), S. 87, 323; Tobias Schneider: *Bestseller im Dritten Reich. Ermittlung und Analyse der meistverkauften Romane in Deutschland 1933-1944*. In: *VfZ* 52 (2004), Heft 1, S. 77-97, hier S. 80.
- 12 Schenzinger, *Berichten, was los ist*. In: *Der Spiegel* (1951), Heft 21, S. 32f.
- 13 Vgl. Treder, *Schenzinger, Karl Aloys* (Anm. 2); [Art.] *Karl Aloys Schenzinger*. In: *Lexikon nationalsozialistischer Dichter. Biographien – Analysen – Bibliographien*. Hg. von Jürgen Hillesheim und Elisabeth Michael. Würzburg 1993, S. 379. Wo und wie dieses Hörspiel zu finden ist, erwähnt keine der Quellen. Auch der Katalog der Deutschen Nationalbibliothek listet es nicht.
- 14 *Schenzinger, Karl Aloys: Anilin. Roman der deutschen Farbenindustrie*. Berlin: „Zeitgeschichte“, Verlags- u. Vertriebs-Ges. 419 S. In: *NSB* 2 (1937), Heft 9, S. 11.
- 15 Langenbucher, Hellmuth: *Deutsches Schrifttum 1937 – politisch gesehen*. In: *3. Beilage zur NSB* 3. 1938, S. I-XX.
- 16 Vgl. Katalog der Deutschen Nationalbibliothek (Anm. 9).
- 17 Vgl. ebd. Genannt sind übersetzte Textfassungen in folgenden Ländern: Norwegen (1941); Tschechien, Rumänien, die Niederlande, Lettland, Frankreich und Finnland (1942); Jugoslawien (1943); Spanien (1944); Japan (1954).
- 18 Vgl. *Schenzinger. Berichten, was los ist* (Anm. 12), S. 32f.
- 19 Schenzinger zitiert in: Ebd., S. 32 (Herv. L.H.).
- 20 Ein Verzeichnis aller Werke Schenzinger findet sich bei Treder, *Schenzinger, Karl Aloys* (Anm. 2) und Krah, *Literatur und „Modernität“* (Anm. 3), S. 46.
- 21 Wie viele deutsche Großbetriebe beschäftigten auch diejenigen der I.G. Farben während der Zeit des Dritten Reiches Zwangsarbeiter. Mit etwa 45.000 Arbeitern zwangen die Betriebe der I.G. Farben so viele Menschen wie nirgendwo sonst in der Privatwirtschaft zur Arbeit. Die meisten Zwangsarbeiter stammten aus dem KZ Auschwitz, in dessen Nähe sie eine Chemiefabrik bauen sollten. Mehr als zwei Drittel der dafür beschäftigten Zwangsarbeiter, also mindestens 27.000 Menschen, starben entweder beim Fabrikbau oder nach ihrer Rückkehr ins KZ durch das Gas Zyklon B, ein granulares Schädlingsbekämpfungsmittel, das von einer Tochtergesellschaft der I.G. Farben und der Degussa unter dem Namen „Degesch“ produziert wurde und in ganz Europa über eine Million Juden tötete. Leitenden Stellen der I.G. Farben wurde der Einsatz Zyklon Bs nie direkt vor Augen geführt, da bei Besichtigungen der Fabrikbaustelle nie zusätzlich das KZ besichtigt wurde. Ganz gleich, wer innerhalb der I.G. Farben wie viel über die Tötung der Juden in den Gaskammern wusste, wurde die I.G. Farben „nach 1945 zum Sinnbild einer ‚Nazi-Aktiengesellschaft‘“ (vgl. Peter Hayes: *Die IG Farben und die Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen im Werk Auschwitz*; In: *Konzentrationslager und deutsche Wirtschaft 1939–1945*. Hg. von Hermann Kaienburg. Opladen 1996 (Sozialwissenschaftliche Studien 34), S. 129-184, hier S. 129f., 146).
- 22 Vgl. *Schenzinger. Berichten, was los ist* (Anm. 12), S. 32f.
- 23 Vgl. Treder, *Schenzinger, Karl Aloys* (Anm. 2).
- 24 Erhard Schütz, Jochen Vogt: *Einführung in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts*. Bd. 2. *Weimarer Republik, Faschismus und Exil*. Opladen 1977 (Grundkurs Literaturgeschichte), S. 251-275, hier S. 255.



Lena Höft: K.A. Schenzingers *Anilin*. Transformation eines NS-Sachbuchbestsellers

3. Kurzer Abriss der Rezeptionsgeschichte

„Ein Buch das [sic!] mit der Schilderung von Freundschaft und Liebe zwischen einem deutschstämmigen Engländer und einem Hindumädchen beginnt, war der meistverkaufte Bestseller im dritten [sic!] Reich? Erstaunlich aber wahr, Anilin ist vom selben Autor, der Hitlerjunge Quex verfasst hat [sic!] und Anilin war *das* Buch überhaupt während des zweiten [sic!] Weltkriegs. Umsomehr [sic!] erstaunlich, dass man diesen Hintergrund im Roman nicht merkt. Es ist die Geschichte von einigen Forschern, die aus einem ungeliebten, dreckigen und überflüssigen Abfallprodukt, dem Steinkohlenteer, eine Weltindustrie erschaffen, über künstliche Farben, über Revolutionen in der Medizin und in der Produktionstechnik. [...] OK, Schreibstil und Darstellung wirken heute etwas altertümlich, sonst ein durchaus lohnender Ausflug in die Frühphase des industriellen Zeitalters.“²⁵

Was dieser Leser auf amazon.de beschreibt, ist sein Erstaunen darüber, wie der ihm als nationalsozialistischer Autor bekannte Karl Aloys Schenzinger, der mit dem *Hitlerjungen Quex* (1932) eines der erfolgreichsten Jugendbücher des Dritten Reiches schrieb, auf einmal ein in seinen Augen unpolitisches Buch zur Geschichte der deutschen chemischen Farbenindustrie schreiben konnte: „Umsomehr [sic!] erstaunlich, dass man diesen Hintergrund im Roman nicht merkt.“²⁶ Mit seinen Einschätzungen zum Text spricht der Internet-Rezensent gleich drei Aspekte an, die innerhalb der Forschung den Blick auf Schenzingers Roman *Anilin* bestimmen. Einerseits wird der Roman vom *Hitlerjungen Quex* und Schenzingers eigener Nähe zum Nationalsozialismus her gelesen. Daneben bestimmen zwei oftmals zusammen gedachte Elemente die Rezeption: das Schreiben von Unterhaltungsliteratur und der Aspekt des Unpolitischen. Die genannten Gesichtspunkte bilden den Ausgang für eine häufig nur ansatzweise – teilweise auch rechtfertigende – Auseinandersetzung mit dem Roman. Das Urteil über den Autor wird ohne textinternen Nachweis auf sein Buch übertragen.

Christian Härtel ordnet *Anilin* in einen Zusammenhang von Zukunftsromanen ein, die technisch-wissenschaftliche Themen behandeln und Bezüge zum Sachbuch aufweisen. In solchen Romanen würden auftretende Probleme durch das Finden neuer Werkstoffe gelöst. Neben diesem Ziel bezieht sich die Erwähnung neuer

Werkstoffe ganz besonders zum Schluss *Anilins* (vgl. S. 375)²⁷ thematisch auch auf den 1936 vom NS-Regime propagierten ‚Vierjahresplan‘²⁸. Die Entdeckergeschichten leisteten zudem einen „Beitrag zu einer neuen Form der technischen Allgemeinbildung“²⁹. Diese Einschätzung Härtels findet Anschluss an eine Aussage Schenzingers, er habe aus pädagogischem Interesse geschrieben:

„Wenn einer meiner Leser sich hinterher ein Kompendium oder gar ein Lehrbuch beschafft, habe ich mein Buch nicht vergebens geschrieben. – Meinen größten Erfolg aber sehe ich darin, wenn ein junger Mensch durch einen meiner Romane zu einem Fachstudium angeregt wird. Viele Zuschriften in den letzten zwanzig Jahren zeigen mir, daß es recht oft dazu gekommen ist.“³⁰

Solche Bezüge sieht auch Sebastian Graeb-Könneker in seiner Untersuchung zur autochthonen Modernität, nach der Technik und wissenschaftlicher Fortschritt auf Volk, Heimat und Traditionen rückbezogen werden³¹: Anilin wird innerhalb einiger nationalsozialistischer Buchbesprechungen wie der Nationalsozialistischen Bibliographie und der Jahresschau des deutschen Schrifttums aus dem Jahr 1937 erwähnt. Beide Sammlungen nennen fiktive wie nicht-fiktive Texte, die zum ‚Vierjahresplan‘ der NS-Regierung in Verbindung gesetzt werden können. Das von Graeb-Könneker zugrunde gelegte Konzept autochthoner Modernität habe seine Bezüge außerhalb der Literatur in der „Welt der Moderne“, die eine krisenhafte sei; das Modernitätskonzept

„will [darin] harmonisieren, einheitsstiftend wirken und zwar um den Preis der ›Ausmerze‹ all dessen, was dem entgegensteht“.³²

Dabei werde die Pluralität innerhalb einer Gesellschaft zum Problem und autochthone Modernität darum anti-postmodern und anti-rationalistisch. Ihr Ziel sei die gesellschaftliche Kontrolle³³. Durch die Maßstäbe einer postmodernen und rationalistischen Gesellschaft wird die Ordnung eines Volkes nach den Grundsätzen autochthoner Modernität als mangelhaft bestimmt. Da Graeb-Könneker sie auch in *Anilin* ausmacht, wird der Tatsachenroman für qualitativ unzureichend befunden, inhaltlich geht er auf diese Wertung allerdings nicht näher ein. Auf dieser Grundlage wird der Roman äußerst knapp – Graeb-Könneker benötigt gerade einmal zweieinhalb Seiten – und fast ausschließlich auf der Inhaltsebene betrachtet. Darüber hinaus erwähnt er lediglich den Chemiker Runge und dessen Deutsch-

landbild, das durch die Gefahr der Zersetzung und Untergrabung durch ‚die‘ Engländer geprägt sei. Der Roman handle davon, wie die deutsche Chemie fremde Kräfte verdränge. Letztlich wird auch hier, wie schon bei Härtel, wieder auf den Bezug der Gewinnung künstlicher Werkstoffe innerhalb des Tatsachenromans verwiesen³⁴. Anhand dieser literaturwissenschaftlichen Betrachtungen zeigt sich eine Form der Analyse von NS-Literatur ganz eindrücklich: Die politische Gesinnung der Autoren wird geprüft und das Urteil über sie auf ihre Texte übertragen. Ohne eine eingehende Analyse des Inhalts – das zeigt das Beispiel *Anilins* ganz deutlich – bleibt der nationalsozialistische Gehalt von Büchern wie denjenigen Schenzingers unbestimmt und besteht über die oberflächliche Bearbeitung des Textes fort.

Eine solche von vornherein festgelegte Betrachtungsweise findet sich bei Thomas Lange³⁵ nicht. Er bezeichnet *Anilin* als Sachbuch und versucht, Entwicklungslinien der Sachbuchliteratur vom Dritten Reich bis in die Bundesrepublik zu zeichnen. Dabei verortet er *Anilin* aufgrund eines festgestellten Reportagestils im Kontext der Neuen Sachlichkeit. Für die Protagonisten hält er fest:

„Unterordnung und Instinkt sind [...] die zentralen Beweggründe der Forscher, die Schenzinger zum Gegenstand seiner Sachromane macht“.³⁶

Die Handlungsmuster der Forscher begründet Lange damit in Analogie zum Hitlerjungen Quex. Nicht nur die nationalsozialistische Propaganda wird so bedacht, auch der NS-Staat sei Bezugspunkt für die gesamte Romanhandlung, auch wenn er nie direkt erwähnt werde. Er sei krönender Abschluss von wissenschaftlichem und gesellschaftlichem Sein, denn dieser Staat könne, auch wenn der Roman vor Beginn des Dritten Reiches ende, die Erfindungen der Forscher zum Wohl des ganzen Volkes nutzen³⁷. Diese Bemerkungen zu Bezugspunkt und Nutzungsaspekt, so hat die Analyse des Romans gezeigt, treffen wesentliche Punkte der Darstellung. Es ist allerdings anzumerken, dass die letzten Passagen der Erzählung zuerst ihren direkten Konnex im Dritten Reich haben und die Handlung hier ihren verheißungsvollen Schlusspunkt findet. So erhalten der in Indien lebende Arzt Horn und seine Frau Herta auf einer Abendgesellschaft eine Ausgabe der ‚London News‘ vom 1. Mai 1933 (vgl. S. 362), also knapp zwei Monate nach der Reichstagswahl Anfang März 1933 und reisen zum ersten Reichstreffen der deutschen Chemiker in München 1936³⁸ nach Deutschland, also ins Dritte Reich zurück (vgl. S. 376).

Diese Hinweise finden sich allerdings nur in der Auflage von 1936, in der Neuauflage aus den 1950er Jahren sind sie gestrichen³⁹.

Ebenfalls der Gattung Sachbuch rechnen Erhard Schütz und Jochen Vogt dieses und auch andere Werke Schenzingers zu. Zudem merken sie an, dass *Anilin* und *Metall* (1939) typischer für Schenzingers Schreiben seien als dessen in der Forschung wesentlich häufiger diskutiertes Jugendbuch *Hitlerjunge Quex*. Diese Einschätzung ist zutreffend, wenn Schenzingers weitere, nach *Anilin* entstandene Werke berücksichtigt werden, ebenso wie ihre Feststellung, der Roman habe sein Ende in der Gegenwart, also dem Dritten Reich⁴⁰. Maßgabe ihrer Betrachtung ist dabei, dass es sich bei Schenzingers im Dritten Reich entstandenen Büchern allesamt um faschistische Literatur handelt.

Unter wissenschaftshistorischen Aspekten widmet sich Michael N. Keas⁴¹ besonders den dargestellten Chemikerpersönlichkeiten. Wie Schütz und Vogt möchte auch er *Anilin* als faschistisches Buch verstanden wissen, geht aber in der Bedeutung, die er ihm beimisst, noch darüber hinaus: *Anilin* sei innerhalb der NS-Literaturpolitik von großer Bedeutung gewesen, weil es eine nationalsozialistische Variante der Entwicklung von Chemie und chemischer Industrie sei⁴² – eine „full-blown Nazi novel about chemistry“⁴³. Zu prüfen, ob diese Sichtweise zutrifft, ist eines der zentralen Anliegen dieser Untersuchung.

Einen anderen Zugang wählt Tobias Schneider. Er betrachtet die Bestseller des Dritten Reiches, kategorisiert *Anilin* als Wissenschaftsroman mit einer Kombination aus Wissenschaftsgeschichte und Populärwissenschaft und katalogisiert ihn als das meistverkaufte Unterhaltungsschriftstück der NS-Zeit⁴⁴. Dabei verneint er anders als die bisher aufgeführten Betrachtungen eine Lesart als faschistische Literatur:

„Schenzinger, der selbst nie NSDAP-Mitglied war, schrieb den Roman [Hitlerjunge Quex] im Auftrag von Baldur von Schirach, zog sich aber 1936 von der Politik zurück und schrieb erfolgreiche unpolitische Wissenschaftsromane“⁴⁵

Dieser Einschätzung liegt die Sichtweise, nicht-nationalsozialistische Bestseller seien zugleich nicht direkt politisch, zugrunde⁴⁶; eine inhaltliche Analyse des Textes, um die oben aufgestellte Behauptung zu belegen, nimmt er nicht vor.

Ebenfalls unter dem Aspekt der Bestsellerbetrachtung widmet sich Christian Adam *Anilin*. Er führt an, der Roman sei „der erfolgreichste erzählende Text im Dritten Reich überhaupt“⁴⁷ gewesen, womit er die Einschätzung Schneiders teilt⁴⁸.

Adams Betrachtungen zu *Anilin* sind eine von vielen kurzen Passagen über die kommerziell erfolgreichsten Bücher im Dritten Reich, die er in den Buchmarkt der Zeit einordnet und kommentiert. Dabei hält er für *Anilin* fest, es handle sich bei Schenzingers Buch um einen Sachroman, im Speziellen um einen Rohstoffroman, um einen Lobbyistenroman für die I.G. Farben. Daraus leitet Adam die Würdigung des Werkes ab: Gerade deshalb habe es innerhalb der NS-Literaturkritik nur positive und wohlwollende Besprechungen des Romans gegeben, Verrisse seien nicht gestattet gewesen. Zudem sei der Roman besonders bei Wehrmachtssoldaten zu Fortbildungszwecken beliebt gewesen. Außerdem, so fügt er an, sei Schenzinger zwar nie NSDAP-, dafür aber Ehrenmitglied der HJ gewesen⁴⁹. Vor diesem Hintergrund interessiert Adam in erster Linie die öffentliche Wahrnehmung und Wirkung der Literatur auf die Leser. Aus dieser Position heraus betrachtet er auch die Wirkung des Romans:

„Das NS-typische an Anilin lag gerade in der eher subtilen Kumpanei mit dem Regime. Hier prangten nicht vordergründig die Symbole des neuen Staates, hier wurde auf einer anderen und erfolgreicherer Ebene Propaganda betrieben.“⁵⁰

Wie diese Form der Propaganda auf ästhetischer Ebene gestaltet ist, erwähnt Adam nicht. Gleiches gilt in Bezug auf die ‚Technikgläubigkeit‘:

„Das NS-typische an Anilin war dabei, dass die Technikgläubigkeit der zwanziger Jahre nun ganz klar nationalsozialistische Züge bekam.“⁵¹

Adams kurze Bemerkungen fußen auf der (schriftstellerischen) Biografie Schenzingers. Welche die ‚andere Ebene‘ der Propaganda ist, derer sich Schenzinger nach Adams Einschätzung bedient, wird noch zu prüfen sein.

Marianne Weil versucht hingegen, die Verbindungslinien zwischen dem *Hitlerjungen Quex* und *Anilin* herauszustellen und widerspricht damit Tobias Schneiders Behauptung von dem veränderten Schreiben Schenzingers ab Mitte der 1930er Jahre. Im reportageartigen Stil Schenzingers, gepaart mit einer Mischung aus Tatsachen, Informationen und Kolportage, die eine technisch interessierte Gesellschaft ansprechen, vermutet sie Schenzingers kommerziellen Erfolg⁵². Sprachlich sei *Anilin* ein „Kampfbuch wie alle Bücher Schenzingers“⁵³, der Schreibstil sei der eines „Kriegsberichterstatter[s]“⁵⁴, inhaltlich habe er einen Chemie- und Politkrimi verfasst⁵⁵.

Einen anderen Zugang zu Schenzingers Roman wählt Hans Krah. Er macht mehre Phasen im Werk Schenzingers aus und untersucht sie unter erzähltheoretischen Aspekten. *Anilin* ordnet er den Technikgeschichten zu⁵⁶. Seine Kritik an der Sekundärliteratur zu *Anilin* belegen die vorangegangenen Ausführungen: Die Betrachtungen sind häufig zu exemplarisch gehalten und ungenau in Bezug auf Textspezifika⁵⁷. Es geht dabei entweder um eine Bewertung des Textes oder um einen unmittelbaren Bezug auf eine potenzielle Leserschaft, ohne dass der Text vorher interpretiert wurde. Hans Krah erkennt die vielfach aufgeführte Gegensätzlichkeit im Werk Schenzingers als zuerst einmal bestehende an, ohne sie gleich zu bewerten oder zu einer Seite hin aufzulösen. Mehr noch: Nicht die ideologische Orientierung Schenzingers ist für Krahs Betrachtung entscheidend, sondern die Tatsache, dass es sich bei *Anilin* um einen Erzähltext handelt.

Mit Blick in die literaturwissenschaftliche Forschungsliteratur zu *Anilin* zeigt sich, dass hier zwei gegensätzliche Aussagen bestimmend sind. Auf der einen Seite sei *Anilin* ein unpolitischer Unterhaltungsroman, auf der anderen ein nationalsozialistisches Kampfbuch. Beide Beurteilungen bleiben aber zumeist unscharf, wenn sie nicht näher am Text nachgewiesen werden. Die nachfolgende Textanalyse bezieht sich, sofern nicht anders angegeben, auf die Ausgabe *Anilins* aus dem Jahr 1937.

Anmerkungen

- 25 Magnus, Stephan: *Immer noch interessant*. <http://www.amazon.de/product-reviews/B0000BN9DG> [19.11.2014]
- 26 Ebd.
- 27 Karl Aloys Schenzinger: *Anilin* [1936]. Berlin 1937. Wird im Folgenden keine andere Auflage genannt, beziehen sich die Seitenangaben im Text auf die hier genannte Ausgabe *Anilins* von 1937.
- 28 Vgl. Christian Härtel: „Grenzen über uns“. *Populärwissenschaftliche Mobilisierung, Eskapismus und Synthesephantasien in Zukunftsromanen des ‚Dritten Reiches‘*. In: *Banalität mit Stil. Zur Widersprüchlichkeit der Literaturproduktion im Nationalsozialismus*. Hg. von Walter Delabar, Horst Denkler und Erhard Schütz. Bern 1999 (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik 1), S. 241-257, hier S. 250. Mit seiner *Denkschrift Hitlers über die Aufgaben eines Vierjahresplans* (1936) äußert sich Adolf Hitler sowohl weltanschaulich als auch wirtschaftspolitisch über den Kurs des Dritten Reiches bis 1940. Hier spricht er erstmals konkret von einem bevorstehenden Krieg und dem Ziel der Selbstversorgung der Bevölkerung, etwa durch die Massenfabrikation synthetischer Stoffe wie Gummi oder Benzin. Für die Umsetzung seines Plans waren besonders die Fähigkeiten von Technikern und Ingenieuren notwendig, die als elementare Größen eines neuen „Zeitalters“ galten, was sich thematisch auch in der

Kapitel 3

- Literatur ab 1936 widerspiegelt (vgl. Sebastian Graeb-Könneker: *Autochthone Modernität. Eine Untersuchung der vom Nationalsozialismus geförderten Literatur*. Opladen 1996, S. 126-129).
- 29 Härtel, „Grenzen über uns“ (Anm. 28), S. 251.
- 30 Marianne Weil: *Anilin von Karl Aloys Schenzinger*. In: *Wervolf und Biene Maja. Der deutsche Bücherschrank zwischen den Kriegen*. Hg. von ders. Berlin 1986 (Edition Mythos Berlin), S. 227-239, hier S. 231. Woher diese Aussage Schenzingers stammt, hat Marianne Weil nicht belegt, weshalb diese hier eher zur Illustration denn zum Beweis der Ausführungen Härtels dienen soll.
- 31 Vgl. Graeb-Könneker, *Autochthone Modernität* (Anm. 28), S. 221-223.
- 32 Ebd., S. 57.
- 33 Vgl. ebd., S. 57.
- 34 Vgl. ebd., S. 221-223.
- 35 Thomas Lange: *Literatur des technokratischen Bewußtseins. Zum Sachbuch im Dritten Reich*. In: *LiLi* (1980), Heft 40, S. 52-77.
- 36 Ebd., S. 67.
- 37 Vgl. ebd., S. 66f.
- 38 Unerwähnt bleibt mit 1936 das Jahr des Reichstreffens. Vgl. Michael N. Keas: *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin: Chemistry and Chemical Technology in Nazi Literaturpolitik*. In: *AMBIX* 39 (1992), Heft 3, S. 127-140, hier S. 127.
- 39 Vgl. Karl Aloys Schenzinger: *Anilin* [1949]. Lizenzausgabe für den Lesering das Bertelsmann Buch mit Genehmigung des Wilhelm Andermann Verlags. München 1952, S. 324f., 336.
- 40 Vgl. Schütz, Vogt, *Einführung in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts* (Anm. 24), S. 255.
- 41 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin* (Anm. 38).
- 42 Vgl. Ebd., S. 127.
- 43 Ebd., S. 127.
- 44 Vgl. Schneider, *Bestseller im Dritten Reich* (Anm. 11), S. 80f., 91.
- 45 Ebd., S. 88. Triff diese Sichtweise den Kern von Schenzingers Schreiben, stellt sich folgende Frage: Warum waren dann eine Bearbeitung des Stoffs sowie das Streichen zahlreicher Textstellen für eine Neuauflage *Anilins* in der Bundesrepublik 1949 nötig?
- 46 Vgl. ebd., S. 91.
- 47 Adam, *Lesen unter Hitler* (Anm. 1), S. 87.
- 48 Vgl. Schneider, *Bestseller im Dritten Reich* (Anm. 11), S. 81.
- 49 Vgl. Adam, *Lesen unter Hitler* (Anm. 1), S. 87-92.
- 50 Ebd., S. 90.
- 51 Ebd., S. 91.
- 52 Vgl. Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 231-235.
- 53 Ebd., S. 238.
- 54 Ebd., S. 239.
- 55 Vgl. ebd., S. 231.
- 56 Vgl. Krah, *Literatur und „Modernität“* (Anm. 3), S. 60.
- 57 Vgl. ebd., S. 45-47.



4. Das Original 1936

4.1 Das Bild von Heimat und Ferne – Die Darstellung des Auslands in Abgrenzung zum Deutschlandbild

Die Romanhandlung *Anilins* beginnt in den 1820er Jahren in Indien. Zu dieser Zeit kann noch nicht von einem einheitlichen Deutschland gesprochen werden. Durch die Schauplätze wird im Verlauf des Romans allerdings deutlich, dass das Deutschland zur Zeit des Deutschen Bundes als ein preußisches Deutschland gedacht wird – ein Großteil der Handlung um den Chemiker Friedlieb Ferdinand Runge spielt in Berlin. In diesem mehrere Staatsformen durchlaufenden Deutschland⁵⁷ werden seine herausragenden Bürger als Patrioten dargestellt, also auch Runge, August Wilhelm Hofmann und Doktor Horn⁵⁸. Sie alle besitzen einen erhabenen Geist, können in (nahezu) allen gesellschaftlichen Milieus verkehren und definieren sich „über [ihren] Gegensatz zum Englischen“⁵⁹. Besonders im Falle Runges ist eine Ablehnung alles Französischen hinzuzufügen (vgl. S. 66, 75, 116). Das Deutschlandbild ist also eines, das sich in Abgrenzung zum Ausland ergibt.

Im Roman wird Deutschland erstmals im zweiten Teil mit dem Auftreten Runges genannt. Er gerät außer sich, weil eine englische Firma eine Gasfabrik in Hannover betreibt und eine weitere in Berlin aufbauen will (vgl. S. 62ff.). Ähnlich verhält es sich im Zusammenhang mit der Farbenproduktion, in dem Runge wirtschaftliche Aspekte zur Abgrenzung vom Ausland nennt (vgl. S. 166f.). Nach dieser Vorstellung soll die heimische Wirtschaft geschützt und gestärkt werden, um nicht weiter auf Importe angewiesen zu sein – das Deutschlandbild im Roman ist an ein Portrait der deutschen Wirtschaft gekoppelt.

Nicht nur die Haupt-, auch die Nebenfiguren zeigen sich als Patrioten: So bringt der Famulus in Justus von Liebig's Gießener Labor deutschen Studenten mehr Vertrauen und Wertschätzung entgegen als ausländischen Studierenden (vgl. S. 154). Es geht also darum, mit anderen Volksgenossen ein Gefühl der Gemeinschaft und des Zusammenhalts zu schaffen, sich aber gegenüber dem Ausland abzugrenzen. Durch Hofmanns Tätigkeit in London wird der Vergleichsmaßstab mit ‚den‘ Engländern besonders deutlich hervorgehoben, hier kommt es auch zu einer ersten und einzigen Kritik am deutschen Volk, das sich im Gegensatz zu den

Engländern nicht genug für den eigenen Staat einsetze und aufopfere – eine Sichtweise auf den Staatsbürger, die anhand der Person Horns im letzten Teil des Romans ins Positive verkehrt wird⁶⁰. Hofmann äußert seine Meinung zum deutschen Bürger gegenüber einem Engländer folgendermaßen:

„Ich weiß, ich weiß, Sir, und ich muß schon sagen, Ihr Eifer in dieser Sache ist bewundernswert. Bei uns in Preußen erwartet man alles von der Regierung. Ich will ganz schweigen von der Errichtung eines neuen Lehrstuhls oder gar von der Neueinrichtung eines Instituts wie dieses College of Chemistry, das Sie mit so viel Erfolg betreiben. Schon bei der Aufstellung einer neuen Bank im Tiergarten erwartet jeder bei uns einen Zuschuß aus der Staatskasse. Man muß sich bei uns schämen, wenn man sieht, wie die Öffentlichkeit in anderen Ländern freiwillig Millionen stiftet für die großen kulturellen Aufgaben.“ (S. 189)

Er plädiert für mehr Einsatz ‚der‘ Deutschen für ‚ihr‘ Land und dessen Vorankommen. Für ihn ist es ein Dienst am Vaterland: Die Furcht, mit dem Tod seiner deutschen Frau auch die Heimat verloren zu haben (vgl. S. 214), macht deutlich, dass es keine andere Heimat als Deutschland geben kann; jedes andere Land wird als defizitär dargestellt. Um das eigene Land voranzubringen, stellt sich der Chemiker in dessen Dienst, wie Hofmann der englischen Prinzessin berichtet (vgl. S. 231).

Doch der Patriotismus bleibt nicht auf die dargestellten Chemiker beschränkt. Der mit Runge befreundete Dichter Hoffmann von Fallersleben äußert zur Revolutionszeit 1848/49 seine Besorgnis darüber, dass der Deutsche Bund zerbrechen könne; verantwortlich dafür macht er eine falsche Politik (vgl. S. 196f.). Es gehe also nicht nur darum, sich, wie schon aufgeführt, in den Dienst Deutschlands zu stellen, sondern dies auch für das ‚richtige‘ Deutschland zu tun. Hoffmann von Fallersleben macht sich diesbezüglich gegenüber Runge erst über die Kleinstaaterei Luft und kritisiert danach die Politik:

„[Hoffmann von Fallersleben:] ›[...] Lieber läßt man einen Deutschen in England die Kanonen gießen, mit denen wir einmal erschossen werden. Das gehört mit zu den Auswirkungen jener Herren, die sich ‚Von Gottes Gnaden‘ nennen! [Runge:] ›Wir sind eben noch nicht reif. Alles braucht seine Zeit. Das ist auch in der Chemie so, das habe ich eingesehen. Ich nehme an, daß es bei den politischen Dingen nicht anders ist.‹

[Hoffmann von Fallersleben:] ›Es ist aber anders, Runge, ganz anders! In der Politik ist die Gefahr, und die Zeit verstärkt sie mit jedem Tag. Wir vergeuden uns. Wenn wir uns nicht rechtzeitig besinnen, wenn wir uns nicht bald zusammen tun, gibt es kein Deutschland mehr. Das ist es, was ich in allen Städten und Dörfern predige. Das nimmt man mir krumm. Das wollen die Herren nicht hören. Deshalb rauben sie mir meine Heimat. Und ich liebe nun einmal dieses Deutschland über alles in der Welt!‹ (S. 196f.)

Es ist ein Deutschland der Dichter und Denker, genannt werden Kleist und Schiller, aber auch ein Preußen mit großen militärischen Führern wie, so illustriert der Text, dem Alten Fritz oder Friedrich Wilhelm IV, wofür Deutschland Anerkennung in England erfährt (vgl. S. 215). Diesem Deutschland wird als Berufungsinstanz ein größeres Gewicht zugeschrieben als den individuellen Interessen jedes einzelnen Bürgers (vgl. S. 241).

Mit der Einführung Horns, einer fiktiven Arztfigur im letzten Teil des Romans, wird das Deutschlandbild noch zugespitzt. Die Erzählung nähert sich immer weiter der Gegenwart (1936) und kann auf dem Leser bekannte ‚Helden‘ wie den Soldaten Schlageter verweisen (vgl. S. 315), um den im Dritten Reich ein Kult entstand⁶¹. Beschrieben wird hier das Deutschland zur Zeit der Weimarer Republik. Es besitzt also keine Kolonien mehr, was von Dr. Horn keinesfalls gleichgültig hingegenommen wird. Er sieht den Zweck der Forschung, an Medikamente zur Behandlung der Malaria zu gelangen, zum alleinigen Nutzen für das Vaterland so nicht mehr gegeben:

„›Warum lassen wir es nicht beim Chinin?‹ fragte Horn und starrte in Gedanken geradeaus. ›Wozu machen wir uns all die Arbeit mit Synthesen und Experimenten? Für wen? Mögen sich doch die Herrschaften mit ihnen befassen, die dort noch etwas zu suchen haben. Ich denke, es ist uns von aller Welt bis zum Kotzen klargemacht worden, daß wir in den Kolonien nichts mehr zu suchen haben.‹“ (S. 317)

Den Ausweg findet Horn über den Anspruch des deutschen Forschers an die Wissenschaft, den ihm Duisberg, Direktor bei Bayer in Elberfeld, vorhält:

„[W]ir haben in Deutschland noch die reine Wissenschaft. Wir forschen noch um des Wissens willen. Ich weiß, das Ausland hat für diese Denkweise vielfach kein Verständnis.“ (S. 319)

Es geht also auch hier wieder darum, dass Deutschland dem Ausland mit seiner Forschung überlegen sei und deshalb zum Wohle aller weiter forschen müsse. Deutschland und die deutschen Forscher haben aus dieser Position heraus eine Verantwortung der Weltbevölkerung gegenüber. Nach diesem Verständnis werden Wissenschaft und Nation in einen unmittelbaren Zusammenhang gebracht (s. Kap. 4.3). Doch es ist nicht nur die Forschung, die Deutschland auszeichnet, sondern auch der nationalsozialistische Staat, der als Zielpunkt der politischen Entwicklung Deutschlands erscheint. Diese Sichtweise wird von einem britischen Arzt in Indien gegenüber Horn vertreten, die Erzählung spielt in dieser Szene im Sommer 1933. Dass gerade ein Engländer den nationalsozialistischen deutschen Staat lobt, drückt die besondere Wertschätzung ihm gegenüber aus und gilt als Beglaubigungsstrategie der folgenden Aussage:

„Ich staune jeden Tag mehr, daß sie noch hier sind, Kollege Horn, sagte der Chefarzt. ›Ich an ihrer Stelle wäre schon längst zur Erholung nach Deutschland gefahren, zumal jetzt, wo es sich dort endlich wieder auf eine anständige Art und Weise leben läßt.‹“ (S. 361)

„[A]uf eine anständige Art und Weise“ – also auf die ‚richtige‘. Inszeniert wird ein Deutschland, dessen Bestehen als große Leistung dargestellt wird und dessen Existenz gleichzeitig die Aufgabe des einzelnen Bürgers verdeutlicht: den ‚Posten‘ halten und als ‚anständiger Deutscher‘ seinen Dienst zum Wohl des gesamten Volkes leisten (vgl. S. 362).

4.1.1 Die Darstellung Indiens

Indien ist das Land innerhalb des Romans, das der Geschichte um die Entstehung der Farbenindustrie in Deutschland ihren Rahmen gibt; hier beginnt der Roman und endet beinahe auch. Der Arzt Horn lässt das Land hinter sich und kehrt nach Deutschland zurück, als alle seine Aufgaben in Indien erfüllt sind. Dieser Rahmen erinnert rein vom Schauplatz her ein wenig an Schenzingers Abenteuerromane aus den 1920er Jahren. Der erste Teil des Romans (*Indigo*) ist „in sich narrativ“⁶² und auch inhaltlich als Abenteuergeschichte konzipiert, die eine Situation aufbaut, aus der „das eigentliche wissenschaftlich-technische Problem, um das es geht“⁶³, generiert wird. Innerhalb der Passagen des letzten Teils (*Atebrin*), die wieder in Indien spielen, ist die Erzählung in sich geschlossen wie im ersten Teil. Er dient der thematischen Verknüpfung von Diskursen im Roman⁶⁴. Dabei wird eine Entwicklungslinie von der synthetischen Farben- zur Medikamentenproduktion geschlagen, die eine auktoriale Erzählstimme am Ende des Romans thematisch unter dem Stichwort „künstlicher Werkstoff“ bündelt und mittels Horns Rückkehr nach Deutschland an die Interessen des NS-Staates bindet (vgl. S. 374-376).

Zum Auftakt des Romans beginnt die Darstellung Indiens mit einem Schöpfungsmythos:

„Dort ist der Schoß, der uns geboren hat. Von dort ist unser Geist. Dort sind wir aufgewacht. Dort fanden wir zum erstenmal die Erde schön. Dort hat der Mensch den ersten Altar aufgerichtet.

Die höchsten Berge stehen dort. Dort ist das Meer am tiefsten. Dort leuchten alle Farben und der Glaube macht sie zum Gleichnis. [...]

Das Land heißt Indien.“ (S. 9)

Indien wird hier als Ursprung des Lebens verstanden, der nicht nur die Inder, sondern auch den Rezipienten des Romans mit einbezieht („*Von dort ist unser Geist.*“). Schenzinger stellt eine Passage an den Anfang des Romans, die eine globale Perspektive auf den Menschen einnimmt, dessen Heimat und Ort der ursprünglichen Ordnung Indien ist: Das Land wird so zum „birth place of the Nordic peoples or Aryan race“⁶⁵.

Der Romantext beginnt direkt an den Kursivdruck anschließend mit einer Gegenüberstellung: Ein Engländer peitscht einen Hindu aus. Der Erzähler ergreift dabei Partei für den geschlagenen Hindu, der von einem namenlosen Aufseher für

einen Fehler bei der Feldarbeit bestraft wird. Im Gegensatz zum englischen Aufseher bekommt der Hindu mit Tenga einen Namen, der hervorhebt, dass es sich hier trotz des exemplarischen Charakters der Szene um die Darstellung eines Einzelschicksals handelt.

„[U]nd zum erstenmal besann er sich, daß sich viel hunderttausend Rücken in diesem Land bückten, für eine halbe Rupie am Tag. Aber Shiwa wollte es wohl so, und was er wollte, war gut für Tenga und für jeden, der dem großen Shiwa ergeben war.“ (S. 11)

Der Hindu Tenga wird als jemand vorgestellt, der sich selbst ganz in den Dienst Shivas⁶⁶ stellt, sich somit in die Schöpfungsordnung einfügt und nach ihr lebt. Er ordnet sich einer großen Gottheit (einem großen mächtigen Führer) auch dann unter, wenn er deren Willen in seiner konkreten Situation – der Ausbeutung durch die Kolonialmacht – nicht verstehen kann. Er lebt damit als Einzelner ganz in und für die Gemeinschaft. Es wird also gleich zu Beginn des Romans ein Menschenbild eingeführt, das durch Ein- und Unterordnung in einen größeren Zusammenhang (eine Gesellschaftsordnung) bestimmt ist. Es zieht sich, verkörpert durch die Forscher, durch den gesamten Text und wird am Ende an der Figur Horns noch einmal besonders deutlich gemacht, denn er bestimmt seine Rolle explizit als Teil des großen Ganzen.

Innerhalb der ersten Passagen des Romans wird allerdings nicht nur ein spezifisches Menschenbild, sondern auch ein gesellschaftliches Gefüge vorgestellt, nach dem die Hindus die Unterdrückten und die Engländer die Unterdrücker darstellen, hier in Gestalt der Aufseher auf einer von der Bengal Indigo Corporation betriebenen Plantage. Zu den Aufsehern gehört auch Conny Hawk, der sich nicht nur im Umgang mit den hinduistischen Arbeitern von seinen Kollegen unterscheidet (vgl. S. 13), sondern auch in seiner Herkunft: Er wurde als Konrad Falke in Lübeck geboren (vgl. S. 15). Anhand der Person Hawks werden in Indien zwei Herrschaftsverhältnisse inszeniert, von dem sich das deutsche als dem englischen überlegen erweist: Hawk behandelt die Arbeiter besser, diese wiederum ernten mehr als unter anderen Aufsehern und Conny hat einen größeren finanziellen Erfolg mit seinem Vorgehen als die englischen Kollegen. Hier wird das erste Thema des Romans eingeführt: An der Quelle der Farbe in Indien gibt es das *Problem falscher Herrschaft*⁶⁷. Es geht in der Folge also um die *Entwicklung und Produktion von Farbe durch die richtige (= deutsche) Herrschaft*. Dabei handelt es sich nicht um einen Anti-

kolonialismus, schließlich bekäme Conny Hawk in diesem Fall grundsätzliche Zweifel an seinem Aufenthalt in Indien, sondern um Wirtschaftskritik. Die Engländer gewinnen die Farbe nicht aus eigenen Stücken, sondern ihr wirtschaftlicher Erfolg beruht auf der Ausbeutung einer ganzen Bevölkerungsgruppe. Das ist der Hintergrund, vor dem im Verlauf des Romans die deutsche chemische Industrie, die in ihrer Arbeitsweise als Gegensatz zu Bengal Indigo Corporation in Indien inszeniert wird, in der Lage ist, Farben synthetisch und somit ohne Kolonialprodukte herzustellen. Dabei steht der Vorfall zwischen dem Aufseher und dem Hindu Tenga pars pro toto für das gesamte englische Kolonialsystem. Marianne Weil sieht in dieser Anfangsszene ein Spezifikum in Schenzingers Schreiben, das für *Anilin* zutreffend ist:

„Seine flammendste Rede gilt den Unterdrückten – nicht den Schwachen natürlich – sondern den zu Unrecht klein und niedrig gehaltenen.“⁶⁸

Mit seiner Parteinahme für die Hindus, die sich durch Connys Beziehung zu dem Hindu-Mädchen Tschahaja noch verstärkt, und die sich daraus ergebende Opposition zu den Briten, wird ein Modus der Betrachtung eingeführt, der sich durch den gesamten Roman zieht: *Die Briten sind die Hauptfeinde der Deutschen*. Diese Feindschaft wird als ökonomischer, technischer und wissenschaftlicher Wettkampf gezeigt⁶⁹. Die Darstellung Indiens ist, so wird deutlich, immer auch mit dem Bild Englands verbunden.

Innerhalb der Hindu-Siedlung bricht im Verlauf des ersten Teils des Romans die Pest aus (S. 42ff). Damit wird das zweite große Thema des Romans eingeführt: die *tödlichen Krankheiten*. Die Engländer wissen sich nicht zu helfen, pferchen die Hindus in deren Hütten zusammen und brennen die Siedlung nieder. Die Pest beendet auch die Beziehung zwischen Conny und Tschahaja; sie stirbt beim Brand, Conny kurz darauf an der Pest, mit der sie ihn durch einen Kuss angesteckt hat (vgl. S. 16, 48-51). So wird auf zweierlei angespielt: Conny ist ein Fremder in Indien und kann deshalb nicht dauerhaft bleiben. Außerdem hätten sich innerhalb einer Beziehung zwei ‚Rassen‘ verbunden, was die ‚Bestrafung‘ beider mit dem Tod nach sich zieht.

Im Verlauf der Erzählung entwickelt die deutsche chemische Forschung auf Grundlage der Teerfarben zahlreiche Arzneimittel. Der Arzt Horn schafft es, die bis dahin in den meisten Fällen tödlich verlaufende Malaria mittels deutscher Medikamente zu heilen. Der Gegensatz vom Anfang des Romans zwischen der falschen

und auch schädlichen Herrschaft der Briten und den Deutschen, die um ihre Verantwortung für die Hindus wissen, ist damit auch am Ende des Romans präsent. Zudem haben es die Deutschen geschafft, sich aufgrund ihrer wissenschaftlich-technischen Entwicklung von Kolonialprodukten unabhängig zu machen und – der Gegensatz zu den Engländern wird noch einmal hervorgehoben – einen medizinischen und zivilisatorischen Fortschritt erlangt. Denn anders als die Engländer, die blind gehorchen und Befehle ihrer Vorgesetzten ausführen, was die Probleme innerhalb der Kolonie Indien bedingt (vgl. S. 309), handelt der exemplarische Deutsche im Glauben an die – arische – Volksgemeinschaft und kann sich deshalb ganz in ihren Dienst stellen.

Einen scheinbar thematischen Sprung bildet die Schilderung vom Ausbruch der Malaria in Indien in den 1920er Jahren⁷⁰. Der Kursivdruck zum ersten Kapitel schafft eine Verbindung zwischen Medizinforschung und der Entwicklung der Teerfarben (vgl. S. 307), dadurch wird ein Bogen von den deutschen Fabriken nach Indien geschlagen. Zur Begründung dient die Lebenssituation der Menschen vor Ort:

„Die Menschen in den indischen Provinzen sind meist sehr arm, fast alle sind unterernährt, fast alle ohne Kraft, kaum einer, dem nicht schon in der Wiege der Seuchenkeim in das Blut gesenkt worden wäre.“ (S. 307)

Sprachlich kann dieser kurze Absatz leicht mit nationalsozialistischem Jargon assoziiert werden, die Füllung der Begriffe liegt allerdings beim Leser⁷¹. Die hinduistischen Ärzte betrachten die Malaria als eine Strafe Shivas, die englischen Regierungsangehörigen hingegen wissen um die Übertragung durch Stechmücken, wollen aber zur Eindämmung der Malaria die den Hindus heiligen Tümpel in ihren Dörfern trockenlegen, da sie als Brutstätte der Stechmückeneier dienen (vgl. S. 308f.). Hier wird der Gedanke falscher Herrschaft, wie er gleich zu Beginn des Romans eingeführt wurde, wieder aufgegriffen. Über den Brahmanen Admi Garib und seinen Sohn Rabar Garib, der eine Teeplantage betreibt und Horns Hilfe für die Behandlung der Malaria bei seinen Arbeitern in Anspruch nehmen möchte (vgl. S. 336f.), wird zudem der Gegensatz zwischen religiösem Glauben und dem ‚Glauben‘ an den wissenschaftlichen Fortschritt aufgemacht. Der hinduistische Glaube, dem der Brahmane anhängt, dessen Traditionen er aufrecht erhält und dessen Bräuche er pflegt, wird als Aberglaube dargestellt, denn das Handeln aufgrund des Glaubens an die falsche Sache hat Auswirkungen auf das eigene

Leben: Hindus geißeln sich, um sich mit Shiva zu versöhnen (vgl. S. 320) und sind an das Kastensystem gebunden, was den Brahmanen von seinem Enkelsohn trennt (vgl. S. 321). Horn hingegen wird als Verfechter des wissenschaftlichen Fortschritts inszeniert, dessen Religionsverständnis ihn nicht in seiner Arbeit behindert:

„Er fühlt sich nicht als Gott, wie die Eroberer des Altertums. Er weiß, daß er nichts Neues zu schaffen imstande ist, daß er nur findet, daß ihm ein Gott allenfalls ein Geschenk in den Schoß wirft als Anerkennung seiner wohlgemeinten Arbeit.“ (S. 328)

Horn ist einer dieser Wissenschaftler. Erfindungen liegen in der Natur des Menschen, aber wie in Bezug auf die Herrschaft, die zu einer falschen werden kann, gibt es auch einen falschen Glauben. Wie bei der Herrschaft, so zeigt sich am Ende durch Admi Garibs eingestandene Unterlegenheit gegenüber Horn, dass der hinduistische Glaube dem hier erwähnten ‚Glauben‘ der Forscher unterlegen ist. In dieser Situation wird Indien zum Schlachtfeld erklärt:

„Es war ein Kampf gegen Schizonten und Gameten, ein Kampf gegen die Mücke Anopheles, ein Kampf gegen den tausendjährigen Glauben, gegen den Aberglauben, der noch um vieles älter war, ein Kampf gegen Unverstand, Mißtrauen, Furcht.“ (S. 338)

Hier findet sich eine Kriegsmetaphorik, die im Erzählverlauf ansonsten nur für die Auseinandersetzungen innerhalb der Wirtschaft eingesetzt wird, aber auch dazu dient, die inszenierte Rivalität der Naturwissenschaft zum falschen Glauben besonders deutlich hervorzuheben. Über die sich an das Zitat anschließende Nennung Admi Garibs wird die Gegnerschaft von der Sache auf eine sie verkörpernde Person übertragen. Am Ende zeigt sich die von Anfang an behauptete Überlegenheit deutscher Forschung in Indien: Die britischen Ärzte behandeln nach dem Vorbild Horns die Malaria mit deutschen Medikamenten, sodass Horn seine Sonderstellung verliert und in die Heimat zurückkehrt (vgl. S. 371f.). Erst nachdem er seine Pflicht erfüllt hat, kann er nach Deutschland zurück.

4.1.2 Die Darstellung Englands

Die Darstellung Englands zieht sich im Gegensatz zu der Indiens durch den gesamten Roman und abgesehen von ein paar persönlichen Begegnungen Hofmanns mit Engländern ist *der* Engländer und mit ihm alles Englische ein Feind des Deutschen, er ist sein „Angstgegner“⁷². Dieses Engländerbild korreliert mit der außenpolitischen Einschätzung Englands von 1933 bis 1945: wurden Engländer zu Beginn des Dritten Reiches noch als anders und nur eventuell feindlich gesehen, wuchs bis zum Kriegsbeginn die Ablehnung und die ihnen zugeschriebene Feindlichkeit stetig. Nach Kriegsbeginn verbanden sich vielfach antienglische und antisemitische Propaganda. Innerhalb der Literatur wurde das negative Engländerbild besonders in den Sachbüchern und in nicht ganz so starkem Ausmaß auch in der Belletristik bedient⁷³. Dabei werden in der Beschreibung deutscher und englischer Figuren charakterliche Unterschiede aufgezeigt. Der Deutsche als literarische Figur erscheint facettenreich und vielschichtig, er definiert sich durch seine Opposition zu allem Englischen⁷⁴ - „[d]er deutsche Geist ist [...] so uneingeschränkt erhaben wie der englische platt“⁷⁵; Hofmanns private Kontakte sind hier ausgenommen. Der Nationalökonom Werner Sombart beschreibt dies als „antienglische[n] Affekt“⁷⁶, der durch die außenpolitische Gegnerschaft beider Länder bedingt sei. Hier zeigt sich einmal mehr die Anschlussfähigkeit des von Schenzinger gezeichneten Englandbilds im Nationalsozialismus, zu dessen Befürwortern auch Sombart gehörte.

Zahlreiche Passagen zum Bild der Engländer wurden in der Neuauflage *Anilins* (1949) geändert, viele davon stehen im Zusammenhang mit dem Chemiker Runge, der über den gesamten Mittelteil des Romans häufig und wortreich betont, wie sehr er Engländer – und mit ihnen Franzosen – ablehne und was er ihnen entgegenzusetzen habe. Er bezieht dies auf eine ‚deutsche Lebensart‘, die sich gegen die Verwendung ausländischer, im Besonderen französischer Wörter richtet (vgl. S. 116) und zur Abgrenzung der heimischen Wirtschaft gegen englische Investoren auffordert. Seine Meinung zur englischen Gasfabrik dient auch als Einführung seiner Person in die Geschichte (vgl. S. 62f.). Die Einschätzungen Runges werden dabei nicht vom Erzähler bewertet oder kommentiert, denn er teilt sie. Diese Haltung der Figur ist anschlussfähig für die Leserschaft des Romans im Dritten Reich:

„Mit dem Stichwort vom englischen Kolonialismus, erweitert durch das vom französischen Kulturdiktat, ist für Schenzingers Leser von 1936 die ganze Palette politischer Reizstoffe präsent, die von Versailles und dem Ruhrkampf über germanische Art und westliche Dekadenz bis zur Bedrohung durch die englische Weltmacht und das ausländische Kapital die Gemüter erregte.“⁷⁷

Die Figur Hofmanns setzt dann den Fokus der Betrachtung etwas anders. In ihrem Zusammenhang geht es um die chemische Industrie in Deutschland und England sowie um den britischen Königshof, dessen Mitglieder teilweise mit denen deutscher Adelshäuser verheiratet sind.

Losgelöst von den Chemikern Runge und Hofmann kommen Briten erstmals nach den Aufsehern auf den Plantagen in Gestalt der Leiter der Bengal Indigo Corporation vor. Sie sind als rücksichtslose Geschäftsmänner dargestellt (vgl. S. 31ff), stets auf ihren eigenen Vorteil bedacht – wodurch sie in Opposition zum deutschen Forscher stehen – und setzen ihre Interessen zum Nachteil der indischen Arbeiter durch:

„Zur Armut war die Not getreten.

Beides bewachten die Musketen der Pflanze.“ (S. 44)

Auf dem ‚Feld‘ der Chemie allerdings, das wirtschaftlich entscheidend für die dargestellte Gegnerschaft beider Nationen ist, spricht ein Engländer Ritter Bunsen gegenüber von der Unterlegenheit seiner Nation gegenüber der deutschen Intelligenz: „Wir haben vielleicht mehr Geld, Exzellenz. Sie haben dafür mehr Köpfe“ (S. 189). Deshalb wird auch die englische Chemie als eine beschrieben, die sich aus deutscher Intelligenz speist, bis Hofmann nach London kommt, um dort ein chemisches Institut aufzubauen (vgl. S. 193). Bei diesen Einschätzungen bedarf es keiner Erklärungen im Erzählverlauf, denn diese würden die Rolle und Bedeutung Deutschlands nur relativieren und dem aufgebauten Überlegenheitshabitus der deutschen Chemie gegenüber der englischen entgegen spielen.

Das vorgeführte Bild Londons ist voller Klischees. Hofmann trifft mit dem Postschiff in einer Stadt ein, die im „faustdicken Nebel“ verschwindet und durch den sie umgebenden „wallenden Dunst“ (S. 191) am Hafen kaum zu erkennen ist. Die Darstellung Deutschland und Englands steht in Abgrenzung zueinander:

„Tags darauf fuhr er [Hofmann] an den Rhein und holte sie [Helene]. Eine Kette von zwanzig festlichen Tagen, Freiheit, Schönheit, Glück, Liebe, Sonne, Sonne! Dann fuhr er mit ihr die Themse hinauf.

Wieder stand der Nebel über der Stadt.

Mit großen ängstlichen Augen starrte Helene in diesen Nebel, als ob ganz nah dahinter ihr Schicksal läge.“ (S. 195)

Dieses Wetter, so wird anhand von Hofmanns Frau Helene vorgeführt, schadet der Gesundheit; mehr noch: Es macht ernsthaft krank (vgl. S. 205). Helene, die einsam, treu und ergeben Tag für Tag auf ihren Mann wartet, bis er von der Arbeit kommt⁷⁸, muss die Stadt wegen eines Lungenleidens verlassen und stirbt kurz darauf in Süddeutschland. Hier wird vorgeführt, dass England eine feindliche Umgebung sein kann, der ein deutsches Pendant entgegensteht: Süddeutschland. Trotz Hofmanns Erfolg in England kann dies seinen als schmerzlich empfundenen Verlust des Heimatlandes nicht kompensieren (vgl. S. 231). Doch wie schon erwähnt, wird im Zusammenhang mit Hofmann kein rein negatives Englandbild gezeichnet. Nach Helenes Tod verbringt er Zeit auf einem englischen Adelsitz, auf dem man sich um ihn sorgt und dessen Alltag als sehr positiv beschrieben wird (vgl. S. 214f.). Wo die Gegebenheiten im Großen schaden, besteht im Kleinen und mit der nötigen Distanz die Möglichkeit, auch in England zustimmungsfähige Strukturen zu finden. Der beschriebene Adelsitz bildet innerhalb des Handlungsverlaufs allerdings eine Ausnahme.

Ein großer Gegenspieler Hofmanns ist Mansfield, einer der Geschäftsführer der Bengal Indigo Corporation. Er versucht, den Fortschritt in der chemischen Forschung zu behindern, erhebt sich über die, wie er sagt, „Neger“ auf seiner Plantage und zeigt so auch im Verlauf des Romans, dass sich am Prinzip falscher Herrschaft über die Hindus in Indien nichts geändert hat (vgl. S. 230). Wirtschaftlich wird die Überlegenheit Deutschlands nicht nur über den englischen Markt dargestellt – deutsche Entdeckungen werden auf dem britischen Markt als Patent angemeldet und stechen so englische Forscher aus (vgl. S. 266) – sondern auch im Vergleich mit der britischen Kolonie Indien, deren „Weltstellung des natürlichen Indigos [...] vernichtet“ (S. 303) wird, da in Deutschland synthetisches Indigo zu geringeren Produktionskosten hergestellt werden kann. Im Zusammenhang mit wirtschaftlicher Überlegenheit wird auf eine Kriegsmetaphorik zurückgegriffen, die sprachlich eine Situation des stetigen Kampfes mit England inszeniert.

Die Rolle Englands während der Malariaepidemie in Indien wurde im vorherigen Kapitel schon ausgeführt. So wie Deutschland als den Engländern überlegen dargestellt wird, betrachten diese sich ihrerseits als der indischen Gesellschaft voraus; Indien ist für sie die „Eiterbeule der Erde“ (S. 309). Diese Einschätzung wird durch den deutschen Arzt Horn widerlegt, denn nicht die Inder sind in dieser Darstellung der Grund des Übels, sondern die Herrschaft der Engländer über sie.

4.2 Das Bild des (deutschen) Chemikers – Charakterisierungsansätze

Die gesellschaftliche Voraussetzung für Wissenschaftsromane wie Schenzinger, Anton Zischka, Hellmuth Unger oder Rudolf Brunngraber sie schrieben, ist eine veränderte Sicht auf die Naturwissenschaften in den 1930er Jahren. Ein „Ruf nach Verständlichkeit“⁷⁹ trifft sie, sofern sie sich nicht allzu speziellen Feldern verschrieben haben; daraus entsteht der Wissenschaftsjournalismus⁸⁰. Schenzinger nutzt diese Entwicklung für sein Schreiben, hält aber die meisten Forscher privat für „biedere Spießer [...], Arbeitstiere – keine Romanfiguren!“⁸¹ Deshalb erfindet er Frauen, Freunde oder private Dialoge nach öffentlichen Vorträgen oder Diskussionen hinzu⁸². Damit bedient er Gattungsmerkmale der populären Biografie.

Das Entstehungsjahr *Anilins* fällt mit dem ersten Reichstreffen des Bundes deutscher Chemiker 1936 in München zusammen. Diese von den Nationalsozialisten geschaffene Organisation wird am Ende des Romans als Kulmination all dessen dargestellt, was über ein Jahrhundert die Organisationsbestrebungen innerhalb der Chemie und der chemischen Industrie bestimmt hat⁸³:

„Vor hundert Jahren, denkt Horn, ›griff irgendwo bei Berlin – in Oranienburg, wenn ich mich richtig besinne – ein Mann zum erstenmal nach der Kohle. Er hieß Runge oder so ähnlich. Was ist schon ein Name – < Erstes Reichstreffen der deutschen Chemiker zu München.“ (S. 376)

Hier bedarf es für die Anbindung an die chemische Entwicklung keiner weiteren Erklärung mehr. Schenzinger stellt den Bund deutscher Chemiker als Kulminationspunkt aller chemischen Vereine und der I.G. Farben dar (vgl. S. 374). Der Bund wird somit zum Verdienst eines Staates erklärt, der auch außerhalb der Politik seine Führungs- und Ordnungsmacht demonstriert. Nach dem Zweiten Weltkrieg kann Schenzinger diese Darstellung nicht mehr halten. Für die Neu-

auflage wird hier zwar nicht die NS-Organisation Bund deutscher Chemiker, dafür aber die Rolle des Staates bei der Bündnisstiftung und mit ihr die I.G. Farben aus dem Text gestrichen⁸⁴. Dadurch erscheint die Bedeutung des Bundes deutscher Chemiker in der Originalfassung relativiert: Sie ist – so die Nachkriegsdarstellung – eher einer historischen Entwicklung geschuldet denn eine unausweichliche politische Notwendigkeit.

Die chemische Theoriebildung der Zeit war nach Keas Einschätzung, anders als dies hier den Anschein haben mag, nur marginal von der NS-Ideologie durchdrungen. Es ist das NS-Regime, das die Wissenschaft als eine völkische Wissenschaft verstanden haben will und die technische Entwicklung in den Zusammenhang von Hitlers Autarkiepolitik und dem zugehörigen Vierjahresplan stellt⁸⁵. Auch Schenzinger bedient diese der chemischen Forschung und Industrie zuge dachte Aufgabe:

„Gefährliche Summen drohen ins Ausland abzufließen. Wir sind eingengt, geographisch, wirtschaftlich, politisch. Wir wollen leben! Immer lauter wird die Forderung nach dem künstlichen Werkstoff.
Der künstliche Werkstoff bedingt heute die Zukunft der deutschen Nation.
Der künstliche Werkstoff ist zur deutschen Lebensfrage geworden.
Aber da regt sich auch schon der deutsche Chemiker. Er drängt nach vorn. Schon hat er ein Verfahren gefunden.“ (S. 375)

Hier spricht, wie in den gesamten letzten Passagen des Romans, der auktoriale Erzähler. Er benennt die Aufgaben für eine kommende Forschergeneration, die an die Interessen des Staates gebunden sind. Dieser Anspruch ist einer, der sich auch noch nach dem Krieg artikuliert. In der Neuauflage heißt es:

„Gefährliche Summen drohen ins Ausland abzufließen. Immer lauter wird die Forderung nach dem künstlichen Werkstoff.
Der künstliche Werkstoff bedingt heute die Zukunft der deutschen Nation.
Schon hat der deutsche Chemiker ein Verfahren gefunden.“⁸⁶

Mit nur wenigen Streichungen wird ein verändertes Bild des Chemikers möglich. Es bedient keine zeitspezifischen (und) ideologischen Forderungen mehr, sondern besitzt über mehrere Zeiträume hinweg Gültigkeit: Gezeigt wird ein Chemiker, der

im Dienst seiner Nation für deren Fortbestand arbeitet, sie mit aufbaut und möglichst autark zu halten versucht.

Anilin beschreibt auch die Bildungsbiografien der verschiedenen Hauptcharaktere in den sieben Abschnitten des Romans. Es sind Figuren, die zusammengekommen die deutsche Bevölkerung repräsentieren. Dabei entwickelt sich nicht nur ein einzelner, sondern immer ein ganzes Volk⁸⁷. Es sind allesamt patriotische Forscher, denen nicht nur die Weiterentwicklung ihrer Wissenschaft als ein inneres Bedürfnis erscheint, sondern damit zusammenhängend immer auch die Entwicklung des Vaterlandes. Dabei ist der Forscher

„weltfremd, uneigennützig, fern von Gewinnstreben, forscht zumeist verkannt und einsam, von Intrigen bedroht, rastlos und von Visionen besessen zum Wohle der Menschheit!“⁸⁸

Schenzinger kommt es mit seiner Darstellung nicht darauf an, die Individualität jedes einzelnen herauszustellen; besonders in den Romanteilen (5) *Benzol* und (6) *Künstlicher Indigo* werden die Forscher einer nach dem anderen genannt, zu Stereotypen geformt. Am Ende erfolgt noch einmal die Präsentation großer Emotionen⁸⁹, um ihre Bindung ans deutsche Vaterland hervorzuheben. Die Forscherbiografie bedarf nach dieser Logik nur so lange einer detaillierten Abbildung, wie diese für die Schilderung der Entwicklung der Teerfarben zuträglich ist, „soweit sie Darstellung des Erfolgs oder der Wegräumung erfolgshindernder Dinge beinhaltet“⁹⁰. Anhand des wissenschaftlichen Erfolgs wird ein Weg aufgezeigt, auf dem sich Deutschland zur Nation eint, ein Bewusstsein eben dafür entwickelt und wieder zu Macht und Wohlstand gelangt⁹¹. Vom Ende des Tatsachenromans ausgehend wird deutlich, welche Botschaft er transportiert: ‚Wir sind wieder wer!‘ Diese Einschätzung mag sowohl im Dritten Reich als auch in den 1950er-Jahren anknüpfungsfähig gewesen sein und lässt einen Grund für den Erfolg *Anilins* vermuten.

Historische Personen wie Runge, so Keas, vertreten dabei nationalsozialistische Perspektiven: Die Wissenschaftler blicken ganz romantisch auf ihre Gegenstände, der visionäre Geist wird als gewichtiger gegenüber exakten wissenschaftlichen Abläufen und Experimenten dargestellt⁹². Der Landwirt Unverdorben, der Chemie in seiner Freizeit betreibt und als erster die Verbindung zum Indigo in der chemischen Forschung herstellt, bringt das eingeforderte Chemikerideal Runge gegenüber auf den Punkt: „Ein Chemiker muß eben beides sein: exakter Forscher und

Phantast“ (S. 85). Es ist nicht nur Runge, der viele Stoffe und Verfahren quasi nebenbei zu entdecken scheint. Duisberg macht diese Haltung gegenüber der Chemie explizit, indem er statt von Erfindungen lieber von Gefundenem spricht (vgl. S. 289). Allerdings unterscheidet ihn das Forschungsergebnis, also das Finden vom „Quacksalber, [...] Narren, Betrüger“⁹³ (S. 96). Das Finden erfordert ein schon erwähntes anderes Vorgehen im Labor: Der Wissenschaftler wird zum Arbeiter. Statt der Entschlüsselung großer (theoretischer) Zusammenhänge wenden sich die Forscher in Schenzingers Roman Detailfragen zu. Die Technik wird in das Licht einer exakten und auch anwendbaren Wissenschaft gestellt, die vorwiegend Arbeit mit der Hand statt mit dem Kopf erfordert⁹⁴. Dafür gibt es zwei Belege im Roman: einmal sind es die Forscher, die im Labor arbeiten, am Versuchstisch stehen, Vorgänge häufig wiederholen müssen und zuweilen auf Glück bei ihrer Suche nach Verfahren angewiesen sind – sie erinnern ein wenig an Goldsucher (vgl. S. 251f., 262, besonders S. 289). Daneben finden die Forschungsergebnisse Anwendung durch den NS-Staat, der sie im Zusammenhang der Forderung nach künstlichem Werkstoff nutzbar machen kann (vgl. S. 375f.).

Die Aufgabe der Technik liegt im Dienst an der und für die Gemeinschaft, sie erhält dadurch eine soziale Funktion und schafft ein als genuin deutsch verstandenes Forscherbild, nach dem dieser die Sache um ihrer selbst willen tut. Darin unterscheidet sich das Genie vom bloßen Forscher⁹⁵. Beispielhaft illustriert dies Runge mit seiner Erfindung, Lebensmittel haltbar zu machen fern jeglicher Profitorientierung (vgl. S. 145). Der junge Engländer Perkin hingegen meldet ein Patent an, nachdem er einen Farbstoff entdeckt hat, um mit seinem Vater eine Fabrik zu eröffnen, statt weiter zu forschen und sein großes Talent zu fördern (vgl. S. 221-223). Dabei erscheint der Gegensatz zwischen einem englischen und einem deutschen Forscher als durchaus beabsichtigt.

Anilin ist, so zeigt das Vorwort, nicht nur die Geschichte vom Aufstieg der deutschen Chemie, sondern auch von der Überlegenheit der diese Chemie hervorbringenden deutschen „Rasse“⁹⁶.

„Es ist ein Zeichen der Lebenskraft eines rassisch gesunden und unverbrauchten Volkes, wenn immer wieder aus seinen unbekanntesten Söhnen die tüchtigsten aufsteigen und Leistungen vollbringen, die über die Grenzen des eigenen Landes hinaus die Anerkennung der ganzen Welt auf sich lenken.“

(Reichsminister Dr. Frick am 26. Mai 1935, dem 25. Todestage Robert Kochs.)⁹⁶

Im Vorwort des Romans sind die Eigenschaften, die das NS-Regime dem Forscher zuschreibt, offensichtlich: Er kommt aus dem arischen Volk, ist tüchtig, leistungsstark und kann sich anderen gegenüber durchsetzen, sodass er auch international gewürdigt wird. All diese Eigenschaften verbinden die von Schenzinger gezeichneten Figuren, auch wenn dieser Satz besonders im letzten Teil *Anilins* eher auf Hofmann zutreffen mag denn auf Runge.

Noch etwas ist von Bedeutung für den deutschen Chemiker: Er ist kein Jude. Schenzinger tilgt mit seiner Erzählung alle historischen Bezüge auf jüdische Chemiker aus der Geschichte und schafft so ein Bild, nach dem die chemischen Entdeckungen allein die Leistung der arischen Rasse seien. Somit bedient er das von Reichsminister Frick gezeichnete Bild des deutschen Forschers. Sowohl Adolf von Baeyer, u.a. Professor für Chemie in München, dem für seine Entdeckung der künstlichen Farberstellung 1905 der Nobelpreis verliehen wurde, als auch Carl Liebermann, der bei Baeyer im Labor arbeitete und das Alizarin mit entdeckte⁹⁷, finden sich in der Fassung aus dem Dritten Reich nicht. Schenzinger erwähnt hier lediglich einen Chemiker aus München: Carl Gräbe. Ihm werden alle Entdeckungen um das Alizarin zugeschrieben, wobei Liebermann gar nicht genannt und Baeyer nur als sein „Chef“ (S. 262) bezeichnet wird, aber namenlos bleibt. In der Neuauflage 1949 ist dann die plumpe Tilgung Bayers nicht mehr zu halten. Schenzinger fügt ihn ein, allerdings ohne für ihn einen Charakter im Sinne Runges oder Hofmanns zu entwickeln. Er ist einer der vielen Chemiker des Mittelteils, die ihrer Forschungsergebnisse wegen aufgeführt werden.

Noch etwas: Der deutsche Forscher bleibt genau dann nicht mehr ruhig, wenn er sich gegen seine (englische) Konkurrenz durchsetzen muss; auch hier wird immer noch das Wohl des eigenen Volkes zur Legitimation herangezogen, doch diesmal sagt dies ein „soldatische[r] Wissenschaftler[...]“⁹⁸, dessen oberstes Bestreben es ist, seine Konkurrenz zu übertrumpfen. Dafür marschiert Hofmann (vgl. S. 138) und führt einen Kleinkrieg um Forschungsergebnisse im Reagenzglas (vgl. S. 162). Jeder großen Entdeckung liege ein Kampf zugrunde, denn als solchen bezeichnet Runge Hofmann gegenüber den Forschungsprozess (vgl. S. 177), doch nicht nur der Forscher wird zum Soldaten, auch die Chemie selbst: „Ohne Frage marschiere die Chemie heute an der Spitze der technischen Wissenschaften“ (S. 228). In der Darstellung gleichen sich Chemiker und Mediziner, denn auch Robert Koch spricht vom (medizinischen) Feind (vgl. S. 295), den es zu bekämpfen gelte (vgl. S. 338) und Horn wird zum Heerführer, dem eine Armee aus Medikamenten zur Verfügung steht (vgl. S. 367)⁹⁹.

Frauen kommen als Forscher nicht vor, was allerdings kein Spezifikum von Schenzingers Schreiben ausmacht, sondern allgemein für Tatsachenromane der 1930er Jahre festzustellen ist¹⁰⁰. Frauen sind Angebetete, Ehefrauen und Mütter, ein „soziales Accessoire“¹⁰¹. Frauenfiguren tauchen lediglich in Zusammenhang mit den Hauptprotagonisten Conny Hawk, Runge, Hofmann und Horn auf. Sie dienen dazu, den Chemikern eine private Seite zu geben, sie interessanter und anschlussfähiger für den Leser zu gestalten.

4.2.1 Friedlieb Ferdinand Runge

„Seit einigen Tagen bog jeden Morgen um dieselbe Stunde ein breiter, unersetzter Mann von der Zimmerstraße her in die Markgrafenstraße ein und marschierte mit festen Schritten weiter in der Richtung nach dem Halleschen Tor. [...] Es fiel in diesen Tagen schon auf, wenn ein Mann sich glattrasierte, statt die Mode der schönen Bärte mitzumachen, wie die Herren bei Hofe es taten und die Offiziere der Garderegimenter. Ganz ungewöhnlich aber waren die Haare, die jener Mann aus der Zimmerstraße trug. Diese langen Locken, die unter dem breitrempigen Hut hervorquollen und in schwerer Fülle über Nacken und Schultern fielen, hatten wohl einmal die Jakobiner zu Paris getragen. In Preußen trug man solche Haare nicht, wenn man nicht gerade ein Poet war, ein Revolutionär oder sonst ein Phantast.“ (S. 59f.)

Mit diesen Worten wird der Mann eingeführt, um den es den Großteil des Romans immer wieder geht und auf den sich der Erzähler ganz am Ende noch einmal beruft. Er unterscheidet sich in seiner Gestalt deutlich von den oberen Gesellschaftsschichten in Preußen; seine Kleidung und seine langen Haare sind zudem ein Indiz dafür, dass er sich durch seine Gesinnung von ihnen abgrenzt. Die hier mit Runges Figur eingeführte Gegensätzlichkeit zieht sich durch alle ihn betreffenden Romanpassagen. Von Beginn an wird dem Leser vorgeführt, dass dieser aus einfachen Verhältnissen stammende Mann sich von seiner Umwelt abhebt, er sich nicht um die ihm entgegengebrachte Neugier kümmert. Seine politische Überzeugung ist es, die ihn auf seinem Spaziergang zum Baugelände der Gasfabrik einer Londoner Firma in Berlin treibt. Sein Name fällt erst, als ihn sein Freund Poggendorff anspricht (vgl. S. 60-63). Runge wird also – wie später auch Hofmann und einige andere Forscher – über seine Erscheinung und Gesinnung eingeführt. Durch seine prominente Rolle im Roman und der historischen

Bedeutung, die ihm zugesprochen wird, setzt Schenzinger ihm ein „Denkmal“¹⁰², sympathisiert mit seinen Helden – hier seien neben Runge noch Hofmann, Gräbe oder Mansfield genannt – und stellt sie von Beginn an als Gegenbild zur bürgerlichen Gesellschaft dar. Das Bild Runges orientiert sich dabei eng an seiner Biografie¹⁰³. Innerhalb dieser Einführung spricht Runge mit einem Arbeiter der Gasfabrik:

„Eine Londoner Firma, jawohl.«

»Das sagen Sie so, als ob es gar nichts wäre? Das Leuchtgas ist da! Mann Gottes! Und Sie laufen in die Gitschiner Straße und stecken das Gelände ab. Für die Engländer! Hier in unserem eigenen Lande! Gibt Ihnen das nicht zu denken? Wissen Sie denn nicht, daß das schlimmer ist, als wenn die Engländer hunderttausend Mann bei uns gelandet hätten? Wissen Sie nicht, daß Sie mit Ihren Spaten hier anfangen, unser Fundament zu untergraben, daß die Ausländer mitten dabei sind, Deutschland mit ihrem Gehirnschmalz zu erobern, nachdem sie es mir ihren Kanonen nicht haben erobern können? Der Franzose möchte uns vollends die Sprache nehmen, die Art und das Denken. Der Engländer fängt jetzt an, uns auf dem Gebiet der Technik zu erdrosseln. In Hannover haben die Londoner Herrn schon im vergangenen Jahr die Gasanlage gebaut. Bald werden sie in allen deutschen Städten sitzen. Von uns aber werden sie sagen, wir seien zu dumm, unser eigenes Haus zu bauen. Wir können schön Trompete blasen. Wir hauen der ganzen Welt die Hucke voll, wenn es darauf ankommt! Aber hier lassen wir uns in aller Seelenruhe das Fell über die Ohren ziehen. Wir sind schon Idioten, Herr! Idioten sind wir, ganz große Idioten. Herrgott! Ich könnte alles in Fetzen hauen!« (S. 62f.)¹⁰⁴

Mit diesem Abschnitt ist die Gesinnung des Mannes, der den gesamten Roman über in Verehrung dargestellt wird, deutlich gemacht. Sprachlich wird eine Kolonialisierung der Heimat auf geistigem Gebiet inszeniert, die auf die eingangs geschilderte Kolonialherrschaft der Engländer in Indien rekurriert¹⁰⁵ und die Tat des sich wehrenden Hindus (vgl. S. 11) auch außerhalb des relativ geschlossenen Erzählerverlaufs in Indien rechtfertigt, denn ebenso wie der hinduistische Arbeiter ist auch Runge so erregt, dass er sich am liebsten gewaltsam gegen die ‚wirtschaftliche Fremdbestimmung‘ wehren möchte, was er mittels Stockhieben durch die Luft verdeutlicht (vgl. S. 63). Christian Adam weist hier auf den Gegensatz von englischem Plantagenpersonal und deutschem Forscher hin, der idealiter wie

Runge ist¹⁰⁶. Neben dieser Anbindung innerhalb der Erzählung macht die obige Textpassage auch auf politische Reizstoffe der 1930er Jahre aufmerksam: Runge verweist auf das „französische[...] Kulturdiktat“, den Versailler Vertrag und den Ruhrkampf bis hin zur „Bedrohung durch die englische Weltmacht und das ausländische Kapital“¹⁰⁷. Damit werden einem Chemiker in den 1820er Jahren Worte in den Mund gelegt, die über einhundert Jahre später anschlussfähig sind und somit eine Plattform für Identifikationsmöglichkeiten mit einem der Protagonisten des Romans bieten.

Anilin erschöpft sich nicht in einer Biografie Runges, auch wenn diese weite Strecken des Romans ausmacht. Vielmehr kommt ihr eine erzähltechnische Funktion im Gesamtkonzept zu: Durch Runge ist eine Instanz geschaffen, die den Zweck eines Gewissens hat und die Forscher untereinander vernetzt, indem sie sich immer wieder auf ihn rückbeziehen. Dadurch erscheint die Entdeckung der Teerfarben als „Stabübergabe“¹⁰⁸, die eine (rein) deutsche Kontinuität inszeniert¹⁰⁹. Runge verbindet die Forscher und ist selbst verbindendes Element. Zum einen, indem er in der von seinem Freund Poggendorff herausgegebenen Zeitschrift publiziert, sodass Liebig und Hofmann sie lesen; zum anderen, indem Hofmann mehrfach seine Bewunderung für Runge ausdrückt, dessen Ideen weiterentwickelt (vgl. S. 149f.), ihm schreibt und ihn besucht (vgl. S. 162), um ihn zu einer Zusammenarbeit zu bewegen (vgl. S. 177f.). Zudem erhält Runge auf Hofmanns Bemühen hin den Preis der Londoner Industrieausstellung, die ihn als späte Ehrung mit einem persönlichen Schreiben Hofmanns erreicht (vgl. S. 234f.). Diese Anbindung endet nicht mit der Schilderung Hofmanns und Runges, sondern wird auch am Ende des Romans noch einmal von Horn aufgenommen (vgl. S. 376), wodurch Runge – abgesehen vom ersten Abschnitt – nahezu im gesamten Erzählverlauf präsent ist. Er wird als Maßstab für das Forscherhandeln im Dienst der vaterlandsverbundenen deutschen Wissenschaft inszeniert.

Runge fungiert als Hüter der deutschen Sprache und Kultur in allen Lebenslagen und gegenüber jeder Person, die ihm begegnet. So widerspricht er seinem Freund Chamisso in Gegenwart Charlottes, in die er sich bei ihrer ersten Begegnung verliebt, und ihrer Mutter, als Chamisso sich über die Verhältnismäßigkeit von französischem Vokabular und deutschen Einigungsbestrebungen äußert. Runge sucht den Schulterchluss mit Soldaten, die gegen Franzosen – der Roman spielt auf den Kampf gegen die Truppen Napoleons an – gekämpft haben und stilisiert sich so zum soldatischen Wissenschaftler. Charlottes Mutter macht deutlich, dass diese Meinung nicht gesellschaftsfähig sei (vgl. S. 70f.)¹¹⁰. Der Erzähler aber gibt

Runges Selbsteinschätzung uneingeschränkt Recht, denn er stellt ihn als Revolutionär dar, vergleicht ihn mit Robespierre (vgl. S. 143). Innerhalb der gesamten Erzählung wird deutlich, dass Runge nichts daran liegt, von den höfischen Kreisen, in denen sich Charlottes Mutter bewegt, akzeptiert zu werden. Der auktoriale Erzähler nimmt die Position Runges ein und missbilligt die ‚feine Gesellschaft‘ genauso wie die wirtschaftlichen Interessen englischer Unternehmen auf deutschem Gebiet. Diese Einschätzung wird mit einer sozialkritischen Haltung verbunden:

„Ein paar Menschen nur machten den Wohlstand aus, bildeten das Gesicht der Stadt und des Landes. In den Kellern und Höfen verdarben indes die anderen, nur weil sie weniger von sich eingenommen waren, weil sie nur arbeiten und leben wollten, und unten in der Gitschiner Straße fraß das Geschwür.“ (S. 71)

Runges Deutschlandbild ist von der empfundenen Gefahr der Zersetzung und Unterwanderung durch *die* Engländer bestimmt¹¹¹, weshalb er, wie auch seine eigentlichen Forschungsinteressen zeigen, eine „heimatverbundene Chemie“¹¹² fordert. Sein ‚Patriotismus‘ bedient dabei nicht nur das Feindbild der Engländer, sondern auch Franzosenhämie (s.o., vgl. S. 116). Für diese Haltung und auch in Bezug auf seine Forschung sei er nach eigener Auffassung niemandem Rechenschaft schuldig, sein einziger Bezugspunkt ist er selbst (vgl. S. 115).

Runge wurde für eine Professur in Chemie an die Universität Breslau berufen, zu deren Antritt ihn sein Freund Chamisso als Gesandter der Universität bewegen soll. Runge aber sträubt sich, weil er sich nicht von den Vorschriften des Lehrbetriebes vereinnahmen lassen will. Er begründet dies damit, dass sich die Fragen der Chemie aus der Betrachtung und dem Nachdenken über die Natur, die ständig neue Fragen aufwirft, ergeben (vgl. S. 73, 76). Auch hier wird wieder der Status von Chemie als Weltdeutung offenbar. Das innerhalb der Bevölkerung verbreitete Chemieverständnis bedingt Runges Volksbildungsanspruch und er schreibt in Breslau seine Einführung *Grundlagen der Chemie für Jedermann* (vgl. S. 73f.). Nicht nur die Ablehnung jeglicher Vereinnahmung begründet sein Wissenschaftsverständnis, auch seine Überzeugung, die Wissenschaft habe ihre Grundlagen im Wissen und Können der Forscher, nicht in deren Alter und Titel (vgl. S. 74f.). Hier zeigt sich eine Vorstufe zum dargestellten Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaft, der innerhalb des Erzählverlaufs vorbehaltlos Recht gegeben wird. Runge gibt seine Professur in Breslau schließlich auf, nachdem er den in seiner Freizeit forschenden Bauern Unverdorben¹¹³ auf dessen Gut besucht und dieser ihn dazu bewegt, die

universitäre Forschung zu beenden (S. 85f.). Doch auch bei der Seehandlung in Oranienburg, in deren Dienst Runge sich 1832 begibt, kann er sich nicht den von ihm favorisierten Fragen zuwenden, die er für die heimische Bevölkerung von Belang hält. Er habe sich, so der Erzähler in vorwurfsvollem Ton, der Gewinnsteigerung der Seehandlung zu widmen (vgl. S. 89f.). Runge selbst ist dabei, so wird deutlich hervorgehoben, nicht an Berühmtheit, die ihm seine Arbeit einbringen könnte, interessiert, sondern bescheiden:

„Er wollte kein Aufsehen, keinen Ruhm, keinen Aufwand. Er war in dieser kleinen Stadt zufrieden, oder hätte es sein können. Wenn nun nicht immer diese Unrast in ihm gewesen wäre, dieser Trieb, diese Angst, das Wichtigste zu versäumen.“ (S. 91)

Hier verbindet sich das Berufliche mit dem Privaten, denn Runges „Angst“ bezieht sich sowohl auf die für ihn entscheidenden Fragen der Forschung als auch auf sein Verhältnis zu Charlotte (vgl. S. 91). Sie ist Runges gesamtes Leben über für ihn präsent, wenn auch nicht immer anwesend und spielt eine entscheidende Rolle in seiner Lebensgestaltung. So bringt sie ihn bei einem Spaziergang auf dem Gelände der Fabrik in Oranienburg dazu, sich dem Steinkohlenteer zuzuwenden (vgl. S. 95). Damit wird ihr eine Rolle innerhalb Runges Forschung zugewiesen, die im Erzählverlauf die Bindung der beiden zueinander und zur Seehandlung mit Bedeutung auflädt, aber nicht den historischen Gegebenheiten entspricht: Die Untersuchung des Steinkohlenteers erfolgte auf Veranlassung Dr. Hempels, Direktor der Seehandlung¹¹⁴ und war kein Vorschlag von Charlotte, wie Schenzinger schreibt. Doch der Einfall Charlottes hebt innerhalb der Romanhandlung hervor, dass der Forscher für seine Arbeit auf Glück angewiesen ist. Zudem könnte die Seehandlung nicht mehr als Gegensatz und Gegenspieler zu Runges visionärem Geist dargestellt werden, würde sie zum Ausgangspunkt der Forschung, die hier zum Grundstein der I.G. Farben stilisiert und damit gewürdigt wird:

„Friedlieb Ferdinand Runge stand im vierzigsten Lebensjahr, als er sich an die Arbeit machte, deren Ergebnis heute die I.G. Farben sind.“ (S. 96)¹¹⁵

Diese Einschätzung wird kurz darauf von Runges eigener Auffassung bezüglich seiner Forschung bestätigt:

„Er sah sich als Offizier an der Spitze einer Reiterpatrouille. Sie ritten weit voraus als Kundschafter in ein neues, fremdes Land.“ (S. 98)

Beide Einschätzungen rekurren auf Runges Entdeckung des Anilins im Steinkohlenteer 1834, das Grundstoff synthetischer Farben und vieler Arzneimittel ist, aber zum Zeitpunkt seiner Entdeckung innerhalb der Wissenschaft wenig Beachtung fand¹¹⁶.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts galt in Deutschland der Engländer William Perkin als entscheidende Instanz bei der Entdeckung der Kohlenfarbstoffe¹¹⁷. Von Schenzinger wird Perkin, ein Schüler Hofmanns, lediglich deshalb erwähnt, um anhand seines beruflichen Werdegangs eine Differenz zum Forschen Hofmanns anschaulich zu machen. Perkin eröffnete in London die erste Fabrik für Teerfarben (vgl. S. 220-223). Er wird als außergewöhnlich begabter Chemiker beschrieben, der freiwillig in die Wirtschaft wechselte, statt sein Leben – anders als Runge und Hofmann – der Forschung zu widmen. Innerhalb der recht sachlichen Darstellung Perkins ist dieser Gegensatz als Werturteil immer mitgedacht. Runge setzt Chemie zum Wohl und Fortschritt des Menschen ein – in Abgrenzung zu der auf wirtschaftlichen Interessen fußenden Forschung der Fabriken¹¹⁸.

Runge hingegen ist kein Industrieller, sondern „wissenschaftliche[r] Phantast[.]“ und „gesellschaftlicher Rebell“¹¹⁹. Trotz seiner immer wieder als außergewöhnlich dargestellten Forschung wird Runge in der Seehandlung seine gesamte Dienstzeit über unter Wert bezahlt (vgl. S. 100f., 109), obwohl er, so die Einschätzung des Mitarbeiters Hoggenath¹²⁰, beträchtlich an der Gewinnmaximierung des Unternehmens beteiligt sei (vgl. S. 105). Wie schon gegenüber der Hofrätin ist ihm auch die Fremdeinschätzung seiner Person durch die Seehandlung egal, sofern sie die Ergebnisse seiner Forschung würdigen würde. Seine Einstellung zu Wissenschaft und Forschung läuft konträr zu derjenigen der Seehandlung. Die Arbeit und Forschung zum Broterwerb ist für ihn eine lästige Pflichterfüllung, Runge hat lediglich Freude an der Forschung zu selbst gestellten und für den gesellschaftlichen Fortschritt als dienlich empfundenen Fragen (vgl. S. 107f.). Dafür bedient sich Schenzinger einer Metaphorik, die leicht verständlich ist und Sehnsüchte nachvollziehbar macht; daneben illustriert sie das dem Roman zugrunde liegende Wissenschaftsverständnis:

„Er wusste, er tappte im Dunkeln, wie ein Goldsucher, wie ein Perlenfischer, wie ein Kolumbus. Aber er glaubte an sein Ziel, wie jene an das Gold glaubten, an die Perle, an den fernen Kontinent.“ (S. 109)

Runge macht sich mit seiner Arbeit daran, „die Gesetze, die die Elemente gegenseitig verbanden“ (S. 130), herauszufinden. Damit forscht er zu einer Frage, die Liebig als die Aufgaben der chemischen Forschung innerhalb seiner Vorlesung verkündet hatte und die zwar Hofmann, aber nicht Runge hört (vgl. S. 124). Da innerhalb der Erzählung darauf geachtet wird, die Entwicklung der synthetischen Farben als eine kontinuierliche darzustellen, wird Runge hier in diesen Strang eingebunden. Er publiziert seine Forschungsergebnisse zu den Farben aus Steinkohlenteer und wird doch nicht beachtet (vgl. S. 130f.):

„Vor diesen Farben floh Runge, seit er sie gefunden hatte. Zu ihnen kehrte er immer wieder zurück. Er hatte sie der Welt verkündet. Kein Mensch hatte ihn gehört.“ (S. 163)

Die ausbleibende Anerkennung seiner Forschungsergebnisse macht Runge zu schaffen, da er seine Lebensaufgabe nicht gewürdigt sieht. Bestätigung erhält er 1844 durch Hofmann, zehn Jahre nachdem er Liebig über seine Entdeckungen zu den Teerfarben informiert hat (vgl. S. 163). So wird innerhalb des Erzählverlaufs eine Entwicklung gezeichnet, in der die persönlichen Bezugnahmen der Forscher aufeinander als Beglaubigungsstrategien ihrer Arbeit gelten. Runge ist von seinem Tun überzeugt, weil er es nach eigener Einschätzung in den Dienst an einer höheren Sache stellt. Dieses wird zur einzig akzeptierten Rechtfertigungsgrundlage des Handelns stilisiert (vgl. S. 164f.). Die Seehandlung verkennt seine Leistung auch in diesem Zusammenhang völlig und würdigt, so die Darstellung, seinen visionären Geist nicht, da sie den Nutzen seiner Ideen nicht erkennt und diese deshalb als unverantwortlich gegenüber Arbeitern und Kapitalgebern darstellt (vgl. S. 164-167). Berufliche und private Anerkennung erhält Runge in seinem Oranienburger Umfeld (vgl. S. 168ff). Er wird als ein zustimmungsfähiger Charakter gezeichnet und die Einschätzung seiner Person durch die Seehandlung somit widerlegt, zumal wenn man die Szene in Oranienburg vom Ende des Romans her liest.

„[I]ch muß an die vielen tausend Tonnen Guano denken, die wir Jahr für Jahr aus Peru einführen müssen, um unseren Äckern das nötige Salz wieder

zuzuführen, das das Korn aus dem Boden herausgezogen hat. Millionen Taler wandern dafür ins Ausland. Das ruhig mitanzusehen, halte ich für unverantwortlich. Hier plagt mich das schlechte Gewissen. Denn das wäre zu ändern. Wir haben Stickstoff genug im Lande. [...] Ich habe jahrelang an dem künstlichen Guano herumgebosselt. Ich habe ihn noch nicht, aber ich werde ihn eines schönen Tages haben.“ (S. 172)

Hier ist die am Ende des Romans angesprochene Autarkieproblematik auch innerhalb einer im Roman agierenden Figur präsent und wird – das zeigt die zitierte Textpassage – die gesamte Romanhandlung über angedeutet.

Beim Besuch Hofmanns in Oranienburg wird seine äußere Erscheinung als gegensätzlich zu der Runges beschrieben (vgl. S. 177). Beide Forscher beschäftigen sich mit einer Thematik, die trotz aller Gegensätze beider Personen gerade dadurch als ein überindividuelles Interesse dargestellt ist, mehr noch: Hofmann erkennt schon früh Runge Bedeutung für die Forschung, die erst zu dessen Lebensende 1863 gewürdigt wird, denn die Verleihung des Preises der Industriausstellung in London verdankt sich dem Einsatz Hofmanns, der Runge gleichzeitig ein persönliches Glückwunschs schreiben schickt. Es bedeutet für Runge die eigentliche Ehrung. Die Seehandlung hingegen würdigt Runge bis zu dessen Lebensende nicht, denn sie zahlt ihm keine Rente¹²¹, sodass er auf königliche Almosen angewiesen ist (vgl. S. 234f.). Statt des Unternehmens sorgt sich nun der Staat um Runge, der die Rolle dessen zugeschrieben bekommt, der nicht nur seine ‚Helden‘ erkennt und zu würdigen weiß, sondern sich damit auch für ihre, wie gezeigt wurde, richtige Sache einsetzt.

Friedlieb Ferdinand Runge wird bei Schenzinger zum visionären Forscher, Hüter der deutschen Sprache und Kultur sowie als Verfechter einer nach außen abgegrenzten Wirtschaft stilisiert. Im Nationalsozialismus kommt es, so Holger Andreas, zu einer vermehrten Würdigung Runges, etwa in der von Max Rehberg geschriebenen Biografie (1935), die ebenfalls den in *Anilin* aufgenommenen Aspekt der Sprachpflege bedient. Auch das Bild Runges als verkanntes Genie macht Rehberg populär. Der Höhepunkt in der Würdigung Runges geschieht 1935 durch Georg Kränzlein, Direktor des Werkes Höchst der I.G. Farben, für in beschriebenem Umfang nie gemachte Entdeckungen¹²². Hierbei wird deutlich, dass die dargestellte kontinuierliche Entwicklungslinie der I.G. Farben eher politisch motiviert denn historisch begründet ist:

„Vielmehr muss man den Eindruck bekommen, dass sich die so erfolgreiche deutsche chemische Industrie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen deutschen Ahnherrn der Teerfarbenindustrie wünschte und ihn in Runge unbedingt sehen wollte.“¹²³

Schenzinger schrieb mit seiner Würdigung Runges also einen Roman, der den Interessen der Leser in den 1930er Jahren entsprach, band ihn an das vom Nationalsozialismus vertretene Forscherideal und lieferte dem Leser nicht zuletzt über die Darstellung seines Charakters Identifizierungsangebote.

4.2.2 August Wilhelm Hofmann

Die Figur Hofmanns unterscheidet sich in ihrer Darstellung an einigen Punkten deutlich von der Runges. Hofmann ist sehr erfolgreich mit seiner wissenschaftlichen Arbeit und genießt auch im Ausland ein hohes Ansehen; die positiven Aspekte des im Roman gezeigten Englandbildes hängen alle mit der Darstellung Hofmanns zusammen. Selbst der sonst allem Ausländischen ablehnend gegenüberstehende Runge verteidigt Hofmann gegenüber seinem Freund Hoffmann von Fallersleben und drückt gleichzeitig seine Bewunderung für ihn aus:

„Hofmann ist alles andere als ein Deserteur. Ich möchte ihn eher einen Botschafter deutscher Wissenschaft nennen.“ (S. 196)

Damit ist der Maßstab für die Bewertung der Figur Hofmanns deutlich gemacht.

Hofmann tritt im vierten Teil (*Anilin*) und fünften Teil des Romans (*Benzol*) auf. Seine narrative Funktion ist – wie auch die Runges – eine Vernetzung von Forschern und Forschungsvorhaben. Eingeführt wird er über seinen ersten Vorlesungsbesuch bei Justus von Liebig mit seinem Freund Charley Mansfield: Wie Runge wird auch er über seine äußere Erscheinung eingeführt, erst danach nennt Mansfield seinen Namen (vgl. S. 122). Den eigentlichen Verweis dafür, wie die Geschichte Hofmanns zu lesen ist, gibt aber nicht sein Äußeres, sondern der Kurstivdruck zu Beginn des vierten Teils: „Immer gibt der Mann seiner Zeit das Gesicht. Die Leistung stempelt die Epoche“ (S. 121). Dieser Ausspruch bezieht sich zwar unmittelbar auf Liebig, doch mit Hofmann, so wird deutlich, beginnt eine neue Epoche innerhalb der Chemie. Durch Liebig erhält Hofmann auch seine Anbindung an die Größen der Chemie, das Gießener Kolleg eröffnet ihm eine neue Sicht auf die

Welt: „Mir ist in diesem Kolleg endlich ein Licht aufgegangen“ (S. 125), so Hofmann – die Chemie wird zur sinnhaften Erkenntnismethode. Allerdings ist er nicht nur ein Genie der Chemie, sondern, wie seine Auseinandersetzungen mit Hegel und eine Italienreise zeigen (vgl. S. 134f.), auch mit den Größen der Geistesgeschichte bestens vertraut.

Schon bei ihrer ersten Begegnung verliebt sich Hofmann in Helene, seine spätere Frau (vgl. S. 136); auch in diesem Punkt kann wieder eine Parallele zur Darstellung Runges gezogen werden: Bei Hofmann sind ebenfalls Berufliches und Privates miteinander verbunden und bedingen einander. Die Arbeit in London wird auf seine Frau bezogen – „Für sie brachte er das College of Chemistry in Schwung.“ (S. 194) – und mit dem beruflichen Erfolg geht der private einher (vgl. S. 200f.)¹²⁴.

Mansfield wird nicht nur die Rolle des Gegensatzes von Wissenschaft und Wirtschaft zugeschrieben, sondern er stößt Hofmann auch auf Runges Forschung (vgl. S. 137). Erst dadurch kann die schon angesprochene Entwicklungslinie gezogen werden (vgl. S. 147), denn Hofmann stellt erst auf Grundlage von Runges Forschungen eine Verbindung zum Indigo und damit zum Auftakt des Romans her. Runges Publikation in Poggendorffs *Annalen der Physik und Chemie* ist ausschlaggebend für Hofmann, sich den synthetischen Farben zuzuwenden. Er bewundert Runge und entwickelt dessen Methoden weiter (vgl. S. 149f.).

Ebenfalls analog zur Darstellung Runges wird bei Hofmann mit einer Metaphorik gearbeitet, die nichts mit der Kriegsmetaphorik zu tun hat, die innerhalb der Wirtschaft und zur Abgrenzung gegenüber anderen Forschern, Konzernen oder Ländern verwendet wird. Das Bild des allein forschenden Chemikers wird vielmehr romantisiert. So heißt es: „Hofmann fieberte. Ein Jäger hinter dem Hochwild“ (S. 150). Hier beschreibt die Ellipse das Verhältnis des Chemikers zum Stoff. Seine Arbeitsweise ist folgende:

„Hofmann jonglierte förmlich mit seinen Reagenzien. [...] Jetzt konnte der Tanz mit der Base beginnen.“ (S. 157)

Die Forschungsarbeit Hofmanns ist nicht nur auf sein Labor beschränkt, sondern findet auch in einer Fabrik statt. Hier ist – anders als bei Runge – nicht mehr von einer Vereinnahmung des Chemikers durch die Wirtschaft zu reden, sondern von einer Arbeit zum gegenseitigen Nutzen (vgl. S. 148f.). Somit dient die Figur Hofmanns nicht nur zur Bündelung von Traditionslinien innerhalb der chemischen

Forschung, sondern stellt auch die Anbindung an die chemische Industrie her. Bei der Beschreibung von Hofmanns Arbeitsweise kommentiert der auktoriale Erzähler das Geschehen in lehrerhaftem Tonfall:

„Aber Hofmann sagte nichts weiter. Er blätterte schon wieder zwischen den Karten, ‚Fritzsche – – ?‘ Der Hinweis hatte auf dem Zettel Zinins gestanden. ‚Fritzsche – Fritzsche –?‘ Das mußte schon ein paar Jahre her sein. Hier! ‚Fritzsche, Karl Julius, hatte auch einen Stoff gefunden, hatte Indigo mit einer Lauge destilliert und auch eine ölartige Base gefunden, wie er sagte. Es stand auch ein Name dabei, aber nichts über die Zusammensetzung. ‚Anilin‘ nannte Fritzsche seinen Fund. Das klang ein wenig lustig. Der Name hörte sich an, als ob er aus dem Südbadischen käme. Dort mochte ein junger Bursche seine Anna so nennen. Aber Fritzsche hatte selbst die Erklärung hinter den fremdartigen Namen gesetzt. Er komme von ‚Anil‘, was im Arabischen so viel wie ‚blau‘ bedeute. Die Portugiesen hätten unter dieser Bezeichnung jahrhundertlang ihren Indigo gehandelt.“ (S. 159)

Hier wird die Erzählstruktur für einen dokumentarischen Stil aufgebrochen und erinnert an den allwissenden auktorialen Erzähler des 19. Jahrhunderts. Dieses Erzählverfahren ist auch ein Beispiel für das Verfahren aller Kapitelvorreden im Kursivdruck, wo der Leser außerhalb der (teilweise) fiktionalen Ebene des Textes direkt angesprochen wird. Inhaltlich werden historische, technologische und wissenschaftliche Dokumentationen, aber auch philosophische und politische Perspektiven vorgestellt¹²⁵.

Mittels Hofmanns verbindender Funktion nahezu aller Chemiker wird die Geschichte einer nationalen deutschen Wissenschaft geschrieben. Durch ihn werden Figuren innerhalb der Romanhandlung sprachlich rückgebunden und verortet, etwa bei seinem Einfall zum Indigo über Unverdorben und Poggendorff (vgl. S. 160) oder innerhalb seiner Ansprache auf der technischen Ausstellung in London und der nachfolgenden Diskussion, wo er neben Unverdorben auch Runge, Perkin, Charley Mansfield und Kekulé nennt (vgl. S. 229, 231). Aber es sind nicht nur die ‚Größen einer Zeit‘, die hier verbunden werden, sondern es werden auch Bilder aus der Gegenwart des Romans bedient. Innerhalb der Beethoven-Feierlichkeiten in Bonn, wo Hofmann seinen ersten Lehrauftrag erhält, wird von einem geplanten Fackelzug durch die Stadt berichtet (vgl. S. 181). Hier ist Hofmanns Umgebung mit einem Interieur ausgestattet, das leicht mit dem Nationalsozialismus in Ver-

bindung gebracht werden kann, dabei aber wie seine natürliche, also historische Umgebung wirkt¹²⁶.

Etwa die Hälfte der Handlung um Hofmann nehmen die Geschehnisse in England ein. Hofmann geht nach London, weil ihm dort ein besseres Arbeitsangebot gemacht wird als an einer deutschen Hochschule und nicht – das wird im Roman von Anfang an mittels Hofmanns Bindung an die in Deutschland verbleibende Helene mitgedacht – weil er das Land verlassen will (vgl. S. 182f.). So hat er sich erst entschieden zu gehen, nachdem er der Königin von England und ihrem deutschen Prinze gemahl in seiner Bonner Wohnung begegnet ist und er ein an Personen gebundenes Englandbild aufbaut, das besonders durch die Figur des Prinzen als zustimmungsfähig dargestellt wird. Hier sticht auch das außergewöhnliche Können Hofmanns hervor, indem er der Königin eine Probe seiner Arbeit gibt: Hofmann kann die Königin für sich einnehmen und synthetisiert in der dargestellten Szene erstmals Anilin, wodurch sein Erfolg in England hier schon vorweggenommen ist (vgl. S. 184-188); er soll auf königlichen Wunsch die Stelle in London antreten (vgl. S. 190). Anders als im Zusammenhang mit Runge oder Baeyer ist Hofmanns Name von besonderer Bedeutung:

„Seine Arbeiten hatten seinen Namen nicht umsonst über das Land und weit über dessen Grenzen getragen.“ (S. 206)

Die Außenwirkungen der Forscher unterscheiden sich im Roman stark voneinander. Hofmann profitiert von seinem ‚guten Namen‘, der ihm nicht nur Anerkennung über die Kreise der Chemie hinaus, sondern auch ein gutes Auskommen sichert. So wird er nicht nur als eine entscheidende Größe innerhalb der deutschen Chemie dargestellt, sondern die englische wird als eine Hofmannsche Chemie betrachtet:

„Er galt als Schöpfer der englischen Chemie, als Gründer und Bauherr des Royal College of Chemistry, das heute schon auf gleicher Höhe schritt wie das weltberühmte Institut des Professors Justus Liebig.“ (S. 207)¹²⁷

Damit ist eingetreten, was im Kursivdruck zu Hofmanns Einführung in die Romanhandlung prophetenhaft angekündigt wurde: Der Mann hat, um im Duktus des Romans zu bleiben, der Zeit das Gesicht gegeben (s.o.).

Durch die Person Hofmanns kommt eine Verbindung aus Chemie und politischer Macht zur Darstellung, die an seine Begegnungen mit Mitgliedern des Königshauses gebunden ist (vgl. S. 184ff, 202ff, 227). Hofmann, und hier ist der größte dargestellte Unterschied zur Person Runge, hat nicht nur zu den höchsten gesellschaftlichen und politischen Kreisen Zugang, sondern kann diesen auch zu seinem eigenen Nutzen einsetzen. Eine solche Verbindung spielt auch bei seiner Rückkehr nach Deutschland eine entscheidende Rolle:

„Erstaunt sah Hofmann in dieses feingeschnittene, strenge Gesicht. Es war Prinzessin Victoria, die jetzt die Gattin des Kronprinzen Friedrich von Preußen war.

»Ich schäme mich, Hoheit«, sagte er nach einer Weile zu ihr. »Ich komme mir vor wie ein Landesverräter. Ich schaffe für England eine Weltindustrie, die Deutschland so nötig brauchen könnte.«

»Es wäre ein Leichtes, Sie nach Deutschland zu holen«, meinte die Prinzessin sehr ernst. »Schwerer würde es wohl sein, sie zur Aufgabe ihrer glänzenden Stellung hier zu bewegen. Das ist wohl auch die Ansicht der entscheidenden Instanzen. Sonst würde man Sie schon längst gerufen haben.«

»Hoheit! Ich bin bereits entschlossen.«

»Überlegen Sie wohl, lieber Hofmann. Man wird ihnen bei uns nicht bieten können, was Ihnen die Engländer bieten.«

»Man bietet mir dort eine Heimat, Hoheit. Ich werde endlich wissen, für wen ich arbeite.« (S. 231)

Hofmann kehrt in seine deutsche Heimat zurück, um seinen Dienst am Vaterland zu leisten; er hat Heimweh, so die Begründung seiner Rückkehr im Roman. Das Bild, das hier von Hofmann gezeichnet wird, entspricht über weite Strecken dem im *Buch der großen Chemiker*. Auch hier wird Hofmanns Heimweh beschrieben, allerdings „[...] nach dem geistigen Hochland einer deutschen Universität“¹²⁸. Diese Darstellung entspricht Keas zufolge eher den historischen Gegebenheiten, denn tatsächlich kehrte Hofmann aufgrund seiner Wertschätzung für die deutschen Universitäten nach Deutschland zurück, zudem glaubte er, dort die besten Studenten zu finden. Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es sowohl in Großbritannien als auch in Deutschland eine weit verbreitete Meinung, Hofmanns Rückkehr nach Preußen sei der Hauptgrund des Niedergangs der britischen chemischen Industrie und des plötzlichen Erfolgs der deutschen¹²⁹. In einem Punkt

weicht Schenzingers Darstellung deutlich vom *Buch der Großen Chemiker* ab: Dort wird die Chemie um Hofmann als eine gesamteuropäische gezeigt, bei Schenzinger wird sie als eine rein deutsche dargestellt, wenn sie erfolgreich sein soll.

Zur Verdeutlichung des Menschenbildes, das über die Darstellung der Chemiker hinaus geht und für die Protagonisten als Folie ihres gesamten Handelns gedacht ist, wird Helenes Tod glorifiziert:

„So muß ich Sie darauf bringen, daß Ihre Gattin für Ihre Idee gestorben ist, daß sie das Opfer ist, daß der ewige Ausgleich von Ihnen gefordert hat, daß sie die Märtyrerin Ihrer Sendung ist.“ (S. 215)

Auf Hofmanns „Sendung“ wird zwar im Roman durch Rückerinnerung und Berufung bis zum Ende Bezug genommen, die Schilderung seines Lebens endet aber mit der Industrieausstellung in London und Hofmanns Entscheidung, nach Deutschland zurückzukehren. Sowohl ein von Hofmann initiiertes Chemikerbünd, dem u.a. auch Adolf von Baeyer angehörte, als auch Hofmanns weitere Ehefrauen, darunter eine Engländerin¹³⁰, werden nicht mehr erwähnt. Seine wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen machte Hofmann zwar in Bonn und London, prägend für die damalige universitäre Chemie war allerdings sein Wirken nach der Rückkehr aus England in Berlin ab 1865¹³¹. Damit wird auch im Zusammenhang mit der Figur Hofmanns klar, dass sich Schenzinger in seiner Darstellung nur für Entdeckungen interessiert, die dem technischen Fortschritt der chemischen Industrie dienen und am Ende des Romans zur Gesamtwirkung der I.G. Farben beitragen. Zudem war Hofmann mit seiner Forschung eng an die Wirtschaft in England und Deutschland gebunden¹³²; hätte es hierzu vor Gründung der I.G. Farben eine Erwähnung gegeben, würde der bis dahin aufgemachte Gegensatz von Wissenschaft und Wirtschaft nicht mehr so eindeutig gehalten werden können. Deshalb erscheint es hier erzähltechnisch notwendig, die biografischen Schilderungen bei Hofmanns Rückkehr nach Deutschland enden zu lassen. Daneben wird augenfällig, dass nicht der Erfolg des Einzelnen hervorgehoben werden soll, sondern es immer um die Darstellung einer Gemeinschaft geht.

4.2.3 Adolf von Baeyer und die Frage nach der Bedeutung der Darstellung des einzelnen Forschers für den Erzählverlauf

Adolf von Baeyer, Sohn einer jüdischen Mutter, stammt aus einer einflussreichen Familie und spielt in der Erstfassung des Romans keine Rolle, er wird nicht erwähnt. Baeyer forschte ab 1860 an der Synthese des künstlichen Indigos und meldete auf Grundlage seiner Forschung 1880 das erste Patent dazu an. Er arbeitete eng mit der BASF zusammen, die seine Forschung unterstützte und sein Patent zur Farbensynthese erwarb, das wirtschaftlich allerdings nicht nutzbar zu machen war¹³³. 1905 erhielt Baeyer den Nobelpreis für Chemie für seine Entdeckungen im Bereich der synthetischen Farberstellung¹³⁴. Vor diesem Hintergrund ist es umso klarer, dass die Aussparung Baeyers in der ersten Fassung und seine Aufnahme in der Neuauflage politisch motiviert – man könnte auch sagen notwendig – waren, einzig durch die Bemerkung Carl Gräbes zu seinem „Chef“ (S. 251) könnte bei entsprechendem chemiehistorischem Wissen auf Baeyer geschlossen werden. Die Analyse der Figur Baeyers erfolgt auf Grundlage der Neuauflage 1949 und gibt Aufschluss über die Darstellung der anderen und schon in den 1930er Jahren im Roman vertretenen Forscher. Zudem relativiert die Einführung Baeyers die Rolle Gräbes innerhalb der Verfahrenssuche zur Indigosynthese stark.

Der erste Abschnitt zu Baeyer zeigt ihn mit seinem Assistenten Gräbe, der versucht, künstlichen Indigo herzustellen. Wo zuvor in der NS-Fassung noch von einem Geistesblitz zu einem Syntheseverfahren die Rede war, das als Ausführung eines Arbeitsauftrags von unbekannter Person erscheint (vgl. S. 262f.), begutachtet nun Baeyer den Versuch des Assistenten und gibt ihm einen Ratschlag:

„Mitten in der Arbeit kam Professor Baeyer an seinen Tisch.

Eine Weile sah er dem Assistenten zu, hob die Reagenzgläser gegen das Licht, schwenkte prüfend die Erlmaierkolben, rührte in den Bechergläsern. ›So kommen wir nicht weiter, Gräbe. Versuchen wir’s mal mit was anderem. Mit Alizarin. Sehen Sie zu, daß Sie erst mal Oxindol bekommen. Destillieren Sie über glühendem Zinkstaub. Oder haben Sie in dieser Richtung schon etwas versucht?‹

›Nein. Aber wollen Sie diese Versuche nicht lieber selbst durchführen, Herr Professor? Die Idee stammt von Ihnen. Ich glaube fast – – ich glaube sogar bestimmt, daß hier der rechte Weg ist, und wenn wir endlich mal etwas vom

künstlichen Indigo zu sehen bekommen, sollen Sie auch der erste sein, der ihn zu sehen bekommt.<

Baeyer lachte und wandte sich zum Gehen. »Reden Sie keinen Unfug, Gräbe, und tun Sie, was ich sage!«¹³⁵

Dies ist die Einführung Baeyers in die Romanhandlung. Keine großen Gesten, Beschreibungen der äußeren Gestalt oder der politischen Meinung, wie dies bei Runge und Hofmann der Fall war. Baeyer wird, wie die meisten Chemiker im Mittelteil des Romans, genannt und danach während der Arbeit gezeigt. Eine eingehendere Beschreibung seines Charakters oder privater Szenen außerhalb seines Arbeitsumfeldes erfolgen nicht; lediglich der Umgang mit seinem Assistenten Gräbe gibt Aufschluss über seine Person. Dabei ist Baeyer der gemütliche Denker und Lenker, der sich ganz für seine Arbeit, nicht aber für den auf ihr basierenden Ruhm interessiert:

„Eine Stunde später stellte ihm Professor Baeyer den Kolben auf seinen Tisch zurück.

›Indigo ist das. Gratuliere.<

Gräbe fuhr hoch. ›Ist das möglich!<

›Warum nicht? Sie sehens doch. Nun schreiben Sie gleich Ihren Bericht, daß wir ihn wegschicken können!<

›Ich soll berichten?<

›Wer sonst?<

›Unter meinem Namen?<

›Sie können auch Haase darunter schreiben.<

›Das Ganze ist Ihre Arbeit. Ihr Plan – <

›Und wer hats gemacht?<

›Das tu ich nicht, Herr Professor! das ist unmöglich!<

›Machen Sie nicht so viel Geschichte. Wer hat das Rad erfunden? Wer hat das erste Feuer gemacht? Mit dem Namen können Sie nicht fahren. Sie können mit dem Namen auch keinen Kessel heizen.«¹³⁶

Hier wird der Blick auf den einzelnen Chemiker, wie er am Ende des Romans ganz explizit gemacht wird, vorweg genommen: Der Name eines Chemikers sage noch nichts über sein Können aus. Einzig seine Forschungsergebnisse und ihr Nutzen,

so wird hervorgehoben, seien Ausweis seiner Klasse. Auch Runge vertrat schon eine solche Auffassung, blieb damit aber noch allein.

Die Einführung Baeyers drückt dabei keine Wertschätzung für ihn als Forscher aus. „Ihr Chef ist ein Professor Baeyer“¹³⁷, so Austen Mansfield im Anschluss an die genannte Diskussion zwischen Baeyer und Gräbe. Ein solcher Ausdruck der Relativierung seiner Bedeutung, bedenkt man seine eigene Aussage bezüglich des Namens, der veröffentlicht wird, ist bei Hofmann oder Runge (unmittelbar an die Romanhandlung gebunden) nicht möglich.

Baeyer wird zwar in die chemische Forschung seiner Zeit eingebettet und die Entdeckung, die den Auftakt für Baeyers Nobelpreis darstellt, auch genannt, aber die Auszeichnung selbst wird mit keinem Wort erwähnt. Es heißt lediglich:

„Die eigentliche Synthese aber fand man erst acht Jahre später, als es im Juni 1878 Professor Baeyer gelang, aus der Phenyl-Essigsäure auch das Isatin künstlich herzustellen.“¹³⁸

In der Darstellung der ersten Fassung 1937 verschwindet Baeyer hinter dem chemischen Institut der Universität München, wo er als Professor tätig ist und dem seine Entdeckungen zugeschrieben werden (vgl. S. 278). Gräbe hingegen wird über die gleiche Methode wie Hofmann und Runge eingeführt (vgl. S. 217-220). Im Gespräch mit Duisberg erscheint dann besonders deutlich, was im Zusammenhang mit der Namensthematik schon angedeutet wurde: Wo vorher Baeyers Assistent Tiemann als Gesprächspartner Duisbergs eingesetzt wurde (vgl. S. 279, 282), ist es nun Baeyer, der mit ihm spricht. Die Namen wurden ausgetauscht und die Satzstrukturen angepasst. Hier erscheint es als geradezu beliebig, wer mit Duisberg spricht. Eine austauschbare Figur kommt zur Darstellung, lediglich die erreichten Forschungsergebnisse sind hier entscheidend für den Erzählverlauf. Daran anschließend wird Chemie als Weltanschauung bezeichnet, wie dies zuvor schon bei Hofmann geschah (vgl. S. 279). Diese Sicht rechtfertigt zum einen das Opfer für das Gemeinwohl, also für die vertretene Sache, die diesem dient, zum anderen begründet sie die Auswahl derer, die im Roman vertreten sind – schließlich zähle nicht der Einzelne, so wird mehrfach suggeriert, sondern die Sache. Am Text wird anschaulich gemacht, was Baeyer schon gegenüber Gräbe in Bezug auf die Publikation von Forschungsergebnissen gesagt hat:

„Das Ergebnis ist entscheidend.
Das Ergebnis entwaffnet jeden Widerspruch.
Worte sind nur ein Weg, ein Mittel zum Ziel.
Das Ergebnis ist das Ziel.“ (S. 366)

Damit wird der Einzelne austauschbar. Der hier genannte Fokus liegt auf dem „Ziel“, das am Ende des Romans explizit genannt wird: der künstliche Werkstoff. Dafür wird ein Forscherkollektiv erdacht, das innerhalb der I.G. Farben, so die Logik des Romans, zum Ausdruck kommt. Anhand der Figur Baeyers wird also deutlich, dass Schenzinger hier keine historisch genau rekonstruierte Chemiegeschichte abbilden will, sondern sie unter nationalen Gesichtspunkten erst konstruiert.

Die Namensthematik ist allerdings nicht nur bei Baeyer wichtig, sondern auch im Zusammenhang mit dem Arzt Horn kommt sie im letzten Teil des Romans zur Sprache. So heißt es in Anlehnung an das obige Zitat:

„An Horns Arbeitsplatz stand noch immer ein Arzt, auch er namenlos, einer unter vielen. Und doch trug er die größte Verantwortung.“ (S. 343f.)

Hierbei ist festzuhalten: was für den Chemiker gilt, bezieht sich immer auch auf die Ärzte in den Laboren der chemischen Fabriken¹³⁹.

Am prominentesten rechtfertigt die Absage an den Namen als Aushängeschild des Chemikers allerdings die Rolle Runges. Der erste, der ihm gegenüber Stellung dazu nimmt, ist der Landwirt Unverdorben, der auch als erster eine Verbindung zwischen Farbstoffen und Steinkohlenteer herstellt; damit wird auch im Bereich des Habitus der Chemiker eine Kontinuität gezeichnet.

„Ich sehe, Sie sind ein wenig überrascht, hier solch eine Einrichtung vorzufinden, sagte Unverdorben und reichte dem Gast [Runge] eine brennende Kerze für die Zigarre. ›Ich habe schon als Junge einen starken Hang zur Natur gehabt, und so experimentiere ich gern ein bisschen in meiner freien Zeit.‹

›Ich habe in Poggendorffs Annalen von Ihrem ‚Krystallin‘ gelesen.‹

›Ein Name!‹“ (S. 83f.)

Unverdorben macht mit seiner Erwiderung auf Runges Bemerkung zum Krystallin deutlich, dass er nicht am Etikett des Stoffes interessiert sei – ganz wie Runge selbst. Der Fokus soll weder auf dem Chemiker, noch auf dem Namen des Stoffes liegen, sondern auf dessen Wirkung und Nutzen; ganz so, wie dies zum Ende des Romans hin gefordert wird. Runge macht diese Haltung auch gegenüber Direktor Hoggenath deutlich, als er von Hofmanns Äußerung zu seiner Forschung berichtet. In diesem Zusammenhang fällt auch der Name des Gießener Instituts, das Runge als Schule versteht und derer sich Hofmann mit seiner Arbeitsweise verpflichtet sieht; für Hoggenath hingegen wird dieser Name als Referenz verstanden (vgl. S. 164f.). Innerhalb der Diskussion werden die beiden Positionen deutlich:

„[Runge:] ›Der Name ist nicht halb so wichtig. Was einer sagt und wie er es belegt, darauf kommt es an. Dem Gericht ist es auch einerlei, ob ein Zeuge Hofrat oder Kanzleidiener ist, wenn er nur die Wahrheit sagt und sie beweisen kann.«

[Hoggenath:] ›Verehrter Professor, wir sind hier Kaufleute und keine Richter. Uns kommt es in den meisten Fällen sehr auf den Namen an.« (S. 165)

Hier schwingt im Unterschied der Ansichten immer auch ein Werturteil mit, das die Differenz der beiden Aussagen zur Position Runges und damit zu derjenigen der Chemiker allgemein hin auflöst.

4.3 Das Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaft

Wissenschaft und Wirtschaft¹⁴⁰ werden als Gegensatz inszeniert, so hat das obige Zitat gezeigt. Zu keinem anderen Themenkomplex des Romans wurde in der Neuauflage 1949 so viel geändert wie innerhalb der Beschreibung von Fabriken und wirtschaftlichen Vorhaben, was besonders auf die in diesem Zusammenhang gehäuft verwendete Kriegsmetaphorik zurückgeführt werden kann. Das Verhältnis von Wissenschaft und Wirtschaft wird als ein gegensätzliches dargestellt. Der Wissenschaftler forscht um des Forschens willen und befindet sich somit in einem nach außen zweckfreien Arbeitsverhältnis. Er stellt seine Forschung freiwillig in den Dienst des Vaterlandes. Die Wirtschaft hingegen dient den Menschen nicht, sondern schafft aufgrund falscher Herrschaft und einem Nutzen für andere Nationen gegenüber Arbeitern Armut und Elend, wie im Auftakt des Romans

Lena Höft: K.A. Schenzingers *Anilin*. Transformation eines NS-Sachbuchbestsellers

anhand der britischen Indigoplantage deutlich wird. Die Wirtschaft, pars pro toto durch die Seehandlung dargestellt, weiß den Wert ihrer Forscher nicht zu schätzen und behindert sie zudem in ihrer Forschung. Dieses Verhältnis ändert sich mit Gründung der Betriebe, die sich zur I.G. Farben zusammenschließen und damit sowohl ökonomische Bestrebungen als auch ernsthafte Forschung integrieren können. Der Zielpunkt ist ein Schulterchluss von Wissenschaft und Wirtschaft durch die Arbeit der Betriebe der I.G. Farben (S. 315f., 318f., 343f.).

Nachdem er den Staatsdienst an der Breslauer Universität quittiert hat, tritt Runge in den Dienst der Seehandlung. Zuerst empfindet er das neue Lohnverhältnis als „Freiheit“ (S. 89), doch die Arbeit zur Gewinnmaximierung der Oranienburger Fabrik, an die er vertraglich gebunden ist, hindert Runge daran, seinen eigentlichen Forschungsinteressen nachzugehen¹⁴¹. Anhand des Gegensatzes der Gehälter Runges und des Geschäftsführers der Seehandlung soll gezeigt werden, wie einseitig die finanziellen Mittel innerhalb der Wirtschaft verteilt werden, was ebenfalls dazu beiträgt, dass die Forschungsbedingungen Runges schwierig sind. Runge eigene Einstellung steht in jeder Beziehung konträr zu der der Seehandlung, wodurch eine Bewertung des Handelns beider Seiten impliziert ist – Forschung und Wirtschaft stehen sich ideell entgegen (vgl. S. 100f., 108f.).

Die Leitung der Seehandlung versteht nichts von Chemie und fördert somit Runge und seinen als geniehaft vorgeführten Geist nicht (vgl. S. 131), sondern ist sein intellektuelles „Grab“ (S. 143). So resümiert Runge gegenüber Hofmann seine Arbeit im Dienst der Seehandlung folgendermaßen: „Man hat mich zu keinem Ende gehen lassen! Knüppel hat man mir zwischen die Beine geworfen, bei jedem Versuch.“ (S. 177)

Geradezu entgegengesetzt werden die Werke am Rhein dargestellt: An einem stehen die Namen Hofmanns und Kekulé über dem Fabrikator (vgl. S. 245); sie sollen verdeutlichen, dass sich die Werke der späteren I.G. Farben einer wissenschaftlichen Arbeitsweise verschrieben haben und damit zu Förderern der Forschung erklärt werden können. Mit welchen personellen Kapazitäten für die Forschung die Unternehmen jeweils ausgestattet sind, klingt an unterschiedlichen Stellen im Roman lediglich an (vgl. S. 165f., 376). Kekulé nimmt eine Einschätzung von Wissenschaft und Wirtschaft vor, die die Darstellung im Roman bis dahin (zeitlich in den 1850er Jahren) auf den Punkt bringt:

„Da haben Sie ein Beispiel aus nächster Nähe. Ob man Benzol auf komplizierte Weise aus der Benzolsäure gewinnt oder auf die einfache – will sagen: billige

– Weise aus dem Steinkohlenteer, ist eine Frage, die allenfalls die Industrie angeht. Die Wissenschaft fragt in erster Linie: Was ist Benzol? Oder sollte es wenigstens fragen.“ (S. 212)

Hier wird nicht nur ein Forscherideal angesprochen, sondern auch eine scharfe Abgrenzung zur Industrie vorgenommen, denn die Industrie habe sich gar nicht für chemische Verfahren zu interessieren, sofern sie diese nicht wirtschaftlich nutzen will.

Anhand der Person William Henry Perkins kommt es zu einer ersten Berührung von Wissenschaft und Wirtschaft, die nicht ausdrücklich negativ dargestellt wird. Perkin, ein außergewöhnliches Talent, gründet auf Grundlage seiner Forschung in Hofmanns Londoner Labor die erste Teerfarbenfabrik (vgl. S. 220-223). Noch 1906 wurde er in Deutschland für die Entdeckung von Kohlenfarbstoffen ausgezeichnet¹⁴². Auch im Roman erkennt Perkin die besondere Stellung seiner Entdeckung – „[e]s geht um eine ganz große Sache!“ (S. 223). Doch abgesehen von einer weiteren Erwähnung durch Austen Mansfield (vgl. S. 269) kommt Perkin in *Anilin* nicht weiter vor. Jegliche Konkurrenz zu Runge und Hofmann wird außer Acht gelassen. Auch bei der Gründung anderer Teerfarbenfabriken wird hervorgehoben, dass die Industrie immer nur ein Nebenzweig der Forschung selbst sein könne; so wird der Profit ein einseitiger: Die Fabriken profitieren von den Resultaten der Forscher, einen umgekehrten Ertrag gibt es, mit Ausnahme von Hofmanns kurzem Forschungsaufenthalt in einer Fabrik (vgl. S. 148-151), nicht (vgl. S. 226).

Auch auf interpersoneller Ebene findet der Gegensatz aus Wissenschaft und Wirtschaft Anwendung. Hofmann und der chemischen Forschung steht mit Austen James Mansfield einer der Geschäftsführer der Bengal Indigo Corporation gegenüber. Er ist der Vater von Hofmanns Freund Charley Mansfield, der bei einem Laborunfall tödlich verunglückte. Austen James Mansfield tritt daraufhin in einen persönlichen Kampf gegen die chemische Produktion, der auf der Londoner Technologieausstellung öffentlich wird.

„[Mansfield:] ›Ich frage Sie als Engländer: Haben wir noch eine Kultur, oder sind wir schon wie die Neger, die sich mit gläsernen Diamanten behängen und diesen Schund mit ihrem guten Elfenbein bezahlen? Ich erhebe Protest! Ich bin siebzig Jahre alt. Ich werde hundert werden, um diesen Kampf auszutragen.‹ [...]

›Sie haben recht und unrecht. Mister Mansfield, sagte Hofmann ruhig. ›Aber hier ist weder ein Parlament, noch eine Börse. Ich bin Wissenschaftler und kein Herrscher. Der Wissenschaft geht es um Erkenntnis und Fortschritt, nicht um Märkte und Verdienst. Der Kampf, den Sie ansagen, ist ein ewiger Kampf. Es ist ein Kampf der Produzenten, es ist der Kampf des Geistes und der Weltanschauungen. Diesen Kampf vermag keine Regierung und keine Gewalt zu unterdrücken.‹“ (S. 230)

Hofmann weist Mansfield mit seiner Gegenrede zurecht, indem er die Opposition von Wissenschaft und Wirtschaft, wie sie bis dahin im Roman explizit wird, darlegt. Dabei wird deutlich, dass der Wissenschaft ein größerer Nutzen für die Gesellschaft zugesprochen wird, als dies für die Wirtschaft der Fall ist. Der Gier des Ökonomen, dessen Interesse die Vermehrung von Kapital ist, steht mit der Chemie und ihren Forschungsergebnissen ein Weltdeutungsmodus mit philanthropischem Anliegen gegenüber. Noch etwas wird deutlich: Die hier verwendete Kriegsmetaphorik ist exemplarisch für die Illustration des Verhältnisses, denn eine Einigung beider Seiten wird zu diesem Zeitpunkt im Erzählverlauf nicht angenommen.

Ein solcher Dualismus aus Wissenschaft und Wirtschaft fußt allerdings nicht in ‚guten‘ Absichten der Chemiker und ‚schlechten‘ der Ökonomen, sondern in ihrer ungleichen Stellung zur Nation: Die Wissenschaft wird von vorn herein in den Dienst der Nation gestellt. Sie wird so zu einer natürlichen Ressource zum Nutzen der Nation. Die Wissenschaft hingegen – das verdeutlichen die Erzählpassagen zur einseitigen Gewinnmaximierung der Seehandlung – muss erst noch in den Dienst des Staates gestellt werden. Erst wenn Wissenschaft und Wirtschaft im Ideal als sich gegenseitig bedingend zusammen gedacht werden und somit auch beiderseitig ihren Bezugspunkt in der Nation – später dann in der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft – haben, wird ihr Gegensatz zueinander aufgelöst sein. Dieser Gedanke der Harmonisierung durch gleichen Dienst und Nutzen geschieht anhand der Betriebe der (späteren) I.G. Farben.

Die Darstellung ändert sich mit der Gründung der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik (BASF) (vgl. S. 239ff), denn hier wird eine Fabrik vorgeführt, die dem Nutzen der Bürger dient, weshalb sich der Einzelne mit seinen Interessen hinter das Gemeinwohl zu stellen hat. Dabei liegt der Fokus nicht mehr auf dem Gegensatz von Wissenschaft und Wirtschaft, sondern auf der Frage, wie Ergebnisse der chemischen Forschung industriell nutzbar gemacht werden und somit dem Allge-

meinwohl zugutekommen können. Dabei geht es sowohl um die dort hergestellten Produkte als auch um die Kaufkraft der sich ansiedelnden Arbeiter und Zulieferfirmen (vgl. S. 242).

„Das andere kam.

Das Neue.

Die Ergänzung. Es kam zwangsläufig.

Zu dem Einfall gesellte sich die Überlegung.

Aus der Idee entstand die greifbare Form.

Aus der Erfindung drängte die Nutzenanwendung.

Aus der Theorie wurde durch Verwendung der praktische Wert, die Ware.

[...] Zu dem Chemiker des Laboratoriums trat der Chemiker des Betriebs.

Der Techniker nahm dem Forscher das Reagenzglas aus der Hand und begann die Herstellung in großen Mengen.“ (S. 242f.)

Die Ideen zur Forschung entstehen nicht durch systematische Überlegungen, sondern beruhen auf Einfällen. Das ist eine Auffassung, wie sie für die Darstellung aller Chemiker dieses Romans zutrifft. Hier geht es nun allerdings auch um die Nutzenanwendung der Forschung, die nicht mehr allein aus einem Selbstzweck heraus betrieben wird. Vielmehr wird die Transformation in die Ware als Vollendung des wissenschaftlichen Einfalls betrachtet, die Idee hat dann den Zweck der Warenproduktion, die sich als Wettbewerb gegen andere darstellt. Auch das Bild des Chemikers ändert sich mit seiner Bindung an die chemische Industrie: Sie erscheint als logische Notwendigkeit, der ausnahmslose Gegensatz des Chemikers gegenüber der Wirtschaft ist gebrochen.

Im Zusammenhang mit den Vorhaben der BASF wird offen von Gewinnmaximierung gesprochen, allerdings bekommt die der Fabrik entgegenstehende Position der Chemiker Gewicht, weil sie sich – anders als in Runges Arbeitsverhältnis – zu einer Gemeinschaft zusammenschließen und somit Druck auf die Fabrikleitung ausüben können (vgl. S. 286-288). Damit wird innerhalb einer einzelnen Fabrik schon der Chemikerbund angedeutet. Auf der Ebene der Arbeiter kommt es zu Rationalisierungsmaßnahmen im Betriebsablauf mittels Maschineneinsatz, die ausnahmslos positiv dargestellt werden (vgl. S. 245). Innerhalb des Erzählverlaufs wird der Leser über die Kursivdrucke am Kapitelanfang außerhalb der Handlung angesprochen. Durch das Verfahren der Allegorie auf die Opfer der industriellen

Nutzung chemischer Stoffe wird die Notwendigkeit ihrer Opfer aufgeführt, die Toten werden zu Helden stilisiert (vgl. S. 276f.).

In der Folge geschieht eine weitere Umorientierung: Innerhalb der Wirtschaft wird die Chemie zur Verdienstmöglichkeit. Der Chemiker Tiemann, Assistent am Münchener Institut – in der Neuauflage 1949 wird er durch Professor Baeyer ersetzt – grenzt im Gespräch mit Duisberg die Wissenschaft gegen die Wirtschaft ab (vgl. S. 281). Duisberg ist nicht nur Forscher, sondern auch Soldat; in seiner Person vereinen sich Forschung und Staatsdienst. Er zeichnet das Bild einer auf der Wissenschaft beruhenden chemischen Industrie, die zum Wohlstand der Bevölkerung beiträgt und damit das Ideal einer sozial wie national verantwortungsvollen Wirtschaft darstellen soll:

„Der junge Mensch im Waffenrock sprach mit Leidenschaft. Er zeichnete Hügel und Flächen, auf denen das Geld der Industrie Siedlungen errichtete, weit hingestreut kleine Häuser mit hohen Fenstern und schneeweißen Betten, Erholungsheime, Spielplätze, Parks mit Brunnen und weiß gestrichenen Bänken. In den Betrieben frohe Gesichter. Keine Furcht mehr vor Alter und Krankheit, keine Sorge um die Kinder.“ (S. 282)

Dieses Ideal wird ganz am Ende des Romans als im NS-Staat verwirklicht dargestellt:

„Horn fuhr den Main entlang, den Rhein hinunter. Höchst, Darmstadt, Ludwigshafen, Oppau, Leverkusen. Die Schornsteine, die Sudkessel, die Rohre, die Tanks, die Öfen. Die Arbeitersiedlungen, die Parks, die Sportplätze, die Schwimmbassins, die Kasinos, die Lesehallen, die Krankenhäuser, die Kinos, die Kinderspielplätze, die Luft der Flüsse und Hügel, das weite grüne Land, die Belegschaft der Hunderttausend, die Sonne darüber.“ (S. 376)

Die industriellen Schäden an den Arbeitern gelten als gerechtfertigt (vgl. S. 276f.), da sie einer Industrie dienen, die die gute Sache verkörpert – gleiches gilt für das schon erwähnte Opfer Helenes. Beide zählen als Kollateralschäden. Natur und Kultur werden nach diesem Verständnis zusammen gedacht und ergänzen sich mit dem Umfeld der Industrie¹⁴³. Damit es dazu kommt, wird innerhalb des Romans immer wieder auf die Notwendigkeit einer Interessengemeinschaft hingewiesen, so etwa durch Heinrich Brunck, einen Schüler Kekulés im Gespräch mit dem

Direktor der BASF (vgl. S. 265). Zur gleichen Zeit etabliert sich der Beruf des Technikers, der dem Chemiker auf Seiten der Fabrik gegenübersteht. Sie unterscheiden sich in der Darstellung dadurch, dass der Techniker lediglich am Profit seiner Arbeit interessiert sei, nicht aber an der dahinter stehenden wissenschaftlichen Erkenntnis (vgl. S. 290). Dieses Interesse könne aber beim Bemühen um ein „chemisches Orchester“ (S. 310) auch vernachlässigt werden. Durch die geforderte Notwendigkeit einer solchen Organisationsform nähern sich Wissenschaft und Wirtschaft an, Rivalitäten müssen, so die innertextliche Forderung, aufgegeben werden. Deshalb ist innerhalb des Erzählverlaufs ein neues Feindbild nötig, das auf die Situation Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg rekurriert. Die deutsche chemische Industrie habe sich ihre Errungenschaften vor Augen zu halten und von denen des Auslandes abzugrenzen:

„Da erwarten Sie, Herr Geheimrat, von einem Angestellten, der noch einen Funken Schamgefühl im Leibe hat, daß er hier sitzt und an einem Malariamittel arbeitet? [...] Die malariakranken Deutschen kann man sich an den Fingern abzählen. [...] Der Versailler Vertrag betont ausdrücklich, daß wir nicht fähig sind, zivilisatorisch in Kolonien zu wirken. Warum lassen wir die Herren nicht bei ihrer Meinung?“

„Sie haben recht, Horn. Leider. [...] Wir lassen die Herren nicht bei ihrer Meinung, eben weil wir noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe haben, sagen wir ruhig: weil wir Deutsche sind. Sie mögen uns halten für was sie wollen, [...] – wir haben in Deutschland noch die reine Wissenschaft. Wir forschen noch um des Wissens willen. Ich weiß, das Ausland hat für diese Denkweise vielfach kein Verständnis. Mir scheint sogar, auch bei uns hat noch nicht jeder dieses Verständnis. Man legt uns unsere Anständigkeit als Dummheit aus. [...] Denen möchte ich sagen, daß es eine Dummheit ist, auf die wir uns etwas einbilden, in der wir uns nicht belehren lassen, auf die wir stolz sind, und das in hohem Maße, Doktor Horn.“ (S. 319)

Auf diese Weise wird die Forschung zur Aufgabe des Staatsbürgers erklärt und zum Dienst am Vaterland erhoben. Dies gilt sowohl für die chemische Forschung im Bereich der synthetischen Farbherstellung als auch in Bezug auf die Medikamentenentwicklung.

Wirtschaftliche Auseinandersetzungen zwischen chemischen Fabriken des In- und Auslandes werden nicht nur auf Grundlage ihrer jeweiligen Produkte, sondern

auch aufgrund der den Fabriken zur Verfügung stehenden menschlichen Ressourcen geführt, also mittels Chemikern, Technikern und Spezialarbeitern. Zu letzteren heißt es:

„Dieser Arbeiter brachte aus der Volksschule den geweckten Verstand, aus dem Heeresdienst die Disziplin mit zur Arbeit.

Die Fabrikbetriebe verlangten nach militärischer Ordnung und erhielten sie.“
(S. 244)

Fabriken werden wie Kasernen geführt, der Arbeiter als Rekrut dargestellt und der Forscher zum „soldatischen Wissenschaftler[...]“¹⁴⁴ erklärt. Sprachlich kann diese Textpassage exemplarisch für viele weitere des Romans stehen. Durch die gesamte Handlung, besonders aber im Bereich der Schilderung wirtschaftlicher Konkurrenzverhältnisse im fünften Teil (*Benzol*) und sechsten Teil des Romans (*Künstlicher Indigo* (6)), zieht sich eine Kriegsmetaphorik, die die Konkurrenz beschreibt. Sie ist das prägendste, weil am meisten verwendete Stilmittel des Romans. Die geschilderten Auseinandersetzungen beruhen allerdings nicht allein auf ihrer sprachlichen Ausgestaltung; diese dient lediglich der Illustration, um das Bild des Krieges vom Schlachtfeld ins Labor zu verlagern. Weite Passagen, in denen sich solch ein Wortschatz findet, wurden für die Neuauflage bearbeitet. Sofern Kriegsmetaphorik verwendet wurde, blieb sie in der Neuauflage nur dann erhalten, wenn sie keine ausländischen Forscher oder Fabriken betraf.

Runge ist der erste soldatische Wissenschaftler, dessen Vorgehen von einer „Angriffsfreude“ (S. 61) getragen wird und der sich selbst als „Offizier an der Spitze einer Reiterpatrouille“ (S. 98) sieht. Alle Protagonisten dieses Romans tragen einen ‚Kampf‘ aus, im Selbstbild unterscheiden sie sich allerdings von Runge, denn er ist der einzige der dargestellten Forscher, dessen ganzes Leben eine Gegnerschaft zur Wirtschaft bedeutet und dem dieses Verhältnis auch bewusst ist. Hofmann und die im Mittelteil des Romans aufgeführten Chemiker arbeiten an der Durchsetzung synthetischer Farbstoffe gegen das natürliche Krapp und den natürlichen Indigo. Horn dringt auf die Durchsetzung seiner Behandlungsmethoden gegen die religiösen Riten des Brahmanen Admi Garib und die falschen Behandlungsansätze der britischen Kolonialmacht. Dabei erinnert auch Hofmanns Verhalten an den Soldaten, so marschiert er während des Nachdenkens (vgl. S. 138), seine Arbeit wird als Ritterabenteuer beschrieben (vgl. S. 148). Sowohl Hofmann als auch Runge sollen mittels einer solchen Darstellung vor allem Tatendrang

symbolisieren. Geht es hingegen um die Wirkung nach außen, erscheint die Darstellung schon aggressiver, so spricht Runge Hofmann gegenüber von der Indigosynthese als einer Möglichkeit, „[d]ie erkämpft werden muß!“ (S. 177).

Die Feinde in diesem als Krieg beschriebenen Vorgang sind auch die chemischen Elemente selbst, die mit Mitteln der Wissenschaft ‚bekämpft‘ werden sollen; so ist der Gegner Charley Mansfields nicht etwa die vertriebene Farbe auf natürlicher Basis, sondern sein „Dämon“ (S. 201) ist die Teerbase Anilin. Die Chemie selbst wird zudem über Kriegsmetaphorik mit den Attributen eines Soldaten ausgestattet: „Ohne Frage marschiere die Chemie heute an der Spitze der technischen Wissenschaften“ (S. 228).

Die Fabriken werden zu Kriegsschauplätzen erklärt, deren ‚Heerführer‘ ausgebildete Chemiker aus renommierten Laboren sind. Dabei wird der Kampf untereinander stets als äußerst produktiv beschrieben. Die Kriegsmetaphorik ist hier positiv, innerhalb der Auseinandersetzungen mit dem Ausland hingegen negativ konnotiert.

„Die Leitung einer chemischen Fabrik glich in der Folge mehr einem Generalstab als einer wissenschaftlichen oder kaufmännischen Einrichtung. Die Fabriken rüsteten, sie bauten und wuchsen mit erstaunlicher Eile. Aus ihren Gebäuden und Belegschaften wurden Burgen und Heerlager. Sie zogen sich einen Stab der tüchtigsten Chemiker heran, und diese Heerführer kamen von August Wilhelm Hofmanns großer Akademie oder aus Kekulés Gelehrtenstube.

Es gab die ersten Gefechte.

Die deutschen Fabriken kämpften unter sich, sie kämpften geschlossen gegen die Betriebe anderer Länder. [...] Dieser Kampf aber wurde zu einer produktiven Fehde. Er wurde zum Wettbewerb der Leistungen. Er brachte die Höchstleistung und so das Rüstzeug für den größeren Kampf.

[...] Der Wettstreit begann mit dem Kampf dieses künstlichen Alizarins gegen den natürlichen Krapp. Es wurde ein Leistungswettkampf der deutschen Farbenindustrie gegen alles, was in der Welt künstliche oder natürliche Farben herstellte. (S. 264f.)¹⁴⁵

Daran anschließend wird auch die Patentvergabe bewertet (vgl. S. 267). Letztlich bilden beide eine Gemeinschaft: der soldatische deutsche Arbeiter und die nach

militärischem Vorbild geführten Fabriken der deutschen Farbenindustrie (vgl. S. 343).

Der gleiche Jargon wird auch in Bezug auf Wirtschaftsspionage und Börsenhandel verwendet (vgl. S. 269). Es gibt dort einen immer währenden Konflikt kriegerischer Art, der auf ökonomischer Gier beruht und – um innerhalb der Metaphorik zu verbleiben – das Kriegsrecht verletzt (vgl. S. 126). Dieses negativ gezeichnete Bild unterscheidet sich deutlich von dem, was Runge mit seiner Forschung durchsetzen will. Sprachlich lässt sich Ähnliches auch im Bereich der Medizin beobachten: Robert Koch werden in Bezug auf die Medikamentenherstellung Worte von der Abwehr eines Feindes mit Kanonen in den Mund gelegt (vgl. S. 295). Letztlich gibt es keine relevanten Unterschiede innerhalb der verwendeten Metaphorik im Bereich von Wissenschaft und Medizin¹⁴⁶, die sich, so die Schilderung, in einem Zustand der „Waffenbrüderschaft“ (S. 316) befinden.

4.4 Zwischenfazit

Das Deutschlandbild im Roman ergibt sich in Abgrenzung von dem des Auslands, dem ‚Deutschen‘ steht das ‚Ausländische‘ gegenüber. Es ist ein Deutschland voller Patrioten, für die die Gegenwart des Dritten Reiches den Zielpunkt der nationalen Entwicklung bedeutet. In enger Verflechtung damit stehen England sowie Indien, das im Roman als Geburtsland der arischen Rasse beschrieben wird. Anhand des Lebens der Hindus in Indien führt der Roman erstmals ein Menschenbild vor, das zum Maßstab für die Forscher im Roman wird: Der Einzelne stellt sich bedingungslos in den Dienst einer höheren Sache, wodurch auch sein Leben an Bedeutung gewinnt. In der Ein- und Unterordnung liegt der Wert der einzelnen Person. Der auf dieser Gesellschaftsordnung begründeten positiven Einschätzung Indiens, das unter falscher Herrschaft durch die Kolonialmacht leidet, steht die negative Bewertung Englands gegenüber. Das Englandbild speist sich aus einem Feindbild, das aus der Zeit des Ersten Weltkriegs bekannt ist und auch im Dritten Reich wieder bedient wird, obwohl in *Anilin* innerhalb der hier relevanten Textpassagen zum Großteil historische Vorgänge im 19. Jahrhundert geschildert werden. Die negative Bewertung Englands behält der Roman bei und aktualisiert sie anhand wirtschaftlicher Rivalitäten deutscher und britischer Unternehmen immer wieder.

Am Ende des Romans scheint der Zielpunkt der chemisch-technischen Entwicklung erreicht. In der Fassung von 1936 wird dabei die Bindung an den NS-Staat betont, die in der Neuauflage 1949 nicht mehr zu finden ist. Die im Roman dargestellten Chemiker betreiben eine völkische Wissenschaft, mit der sie und auch die chemische Industrie eine Botschaft vertreten: ‚Wir sind wieder wer!‘ Wer dabei ‚wir‘ ist, macht das Vorwort des Romans ganz deutlich: die ‚deutsche Rasse‘. So wird der jüdische Chemiker Adolf von Baeyer, Nobelpreisträger für Chemie 1905, aus antisemitischen Gründen nicht in die Fassung aus dem Dritten Reich aufgenommen.

In Runge findet Schenzinger einen deutschen Ahnherrn der Teerfarben. Seinen Charakter zeichnet Schenzinger gemäß dem angesprochenen Menschenbild. Runge wird als großartiger Forscher, Patriot und zugleich Rebell dargestellt. Er ist jemand, der sein ganzes Leben der Forschung verschrieben hat. Damit tut er keine formelle Pflicht; aus der Forschung selbst ergibt sich die Notwendigkeit, der Sache der Teerfarben zu folgen. Dadurch, dass er sich ganz in den Dienst der Sache stellt und die Chemie zur Weltanschauung erhebt, kann Schenzinger Runge als so zustimmungsfähig darstellen. Mit der Person Hofmanns wird der internationale Erfolg der deutschen (Farben-) Chemie gezeigt und vorgeführt, dass der deutsche Forscher immer auch um sein Heimatland weiß. In diesem Zusammenhang wird der dargestellte Gegensatz von Wissenschaft und Wirtschaft aufgelöst, da sich Betriebe zur I.G. Farben zusammenschließen. Ihr größter gemeinsamer Förderer, so wird am Schluss des Romans äußerst deutlich gemacht, ist der NS-Staat. Die innerdeutschen Auseinandersetzungen von Forschern und Betrieben, aber auch zwischen den einzelnen Unternehmen, werden als fruchtbare Fehde inszeniert, die auf eine als kriegerisch beschriebene Auseinandersetzung mit ausländischen Betrieben vorbereitet ist.

Am Ende des Romans kehrt die Arztfigur Horn in ein Deutschland zurück, das der Erzähler in seiner Darstellung als uneingeschränkt zustimmungsfähig darstellt. Das Telos eines Wissenschaft und Wirtschaft zum Nutzen der Volksgemeinschaft einenden Staates ist eingelöst und kein Ideal mehr, sondern Realität. Es bekommt seine leibhaftige Erfüllung in den Betrieben der I.G. Farben, die als Zusammenschluss den Zielpunkt der Einigungsbestrebungen der Forscher bilden. Chemiegeschichte wird damit in *Anilin* zur Einlösung eines historischen Auftrags. Der Zweck eines solchen Schreibens ist ein politisch motivierter: Der Schriftsteller Schenzinger stellt seine Geschichte der Teerfarben in den Dienst der deutschen Nation, als deren Krönung der nationalsozialistische Staat dargestellt wird.

Anmerkungen

- 57 Wenn in diesem Zusammenhang der Einfachheit halber von Deutschland gesprochen wird, so bezieht sich dies immer auf ein geografisches Deutschland. Deshalb meint Deutschland hier immer auch die jeweiligen Staats- und Verwaltungsformen, also das Gebiet des Deutschen Bundes, ab 1872 dann das Deutsche Reich, ab 1918 die Weimarer Republik und ab 1933 das Dritte Reich.
- 58 Beim deutschen Arzt Horn und seinem Umfeld in Indien handelt es sich, anders als bei den dargestellten Chemikern, um fiktive Charaktere. Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin* (Anm. 38), S. 136.
- 59 Marianne Weil (Hg.): *Werwolf und Biene Maja. Der deutsche Bücherschrank zwischen den Kriegen*. Berlin 1986 (Edition Mythos Berlin), S. 30.
- 60 Der hier von Hofmann formulierte Vorwurf gilt weder für seine Person, noch für die anderen von Schenzinger portraitierten Hauptprotagonisten Runge und Horn. Sie stellen sich ganz in den Dienst der Sache – der Farbenchemie – und bleiben zudem ihrem Heimatland Deutschland verbunden. Diese Haltung hebt sie neben ihren besonderen Leistungen von anderen Chemikern ab.
- 61 Albert Leo Schlageter (*1894, †1923) diente ab Dezember 1914 freiwillig im Ersten Weltkrieg. Im Frühjahr 1919 beteiligte er sich an Kämpfen im Baltikum und trat einem Freikorps bei, mit dem er sich 1920 am Kapp-Putsch und am Arbeiteraufstand im Ruhrgebiet beteiligte. Es ist unklar, ob er während eines Berlinaufenthaltes 1922 der NSDAP beitrug. Nach der französisch-belgischen Ruhrbesetzung im Januar 1923 schloss sich Schlageter der „Organisation Heinz“ an, die mit Billigung einiger Reichsbehörden Sabotageakte durchführte. Nach einem Anschlag auf eine Eisenbahnbrücke am 15. März 1923 in Kalkum wird Schlageter verhaftet und von einem französischen Kriegsgericht wegen Spionage und Sabotage zum Tode verurteilt. Dieses Urteil stellte in seiner Härte eine Einzelfallentscheidung dar und Schlageter wurde schnell als Märtyrer gefeiert. Schon in der Weimarer Republik gab es einen ersten Schlageter-Kult, doch mit einem 1933 uraufgeführten Drama von Hanns Johst wurde er zum „ersten Soldaten des Dritten Reiches“ stilisiert. Im nationalsozialistischen Kult stellte Schlageter ein Bindeglied zwischen Erstem Weltkrieg und Nationalsozialismus dar (vgl. Johannes Hürter: *Schlageter, Albert Leo*. In: *Neue Deutsche Biographie. Dreiundzwanzigster Band. Schinzel-Schwarz*. Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2007, S. 23.) Neben der Anspielung auf den Schlageter-Kult gibt es im Roman auch biografische Parallelen zum Arzt Horn: Dieser hat ebenso vier Jahre im Ersten Weltkrieg gedient und danach ebenfalls im Baltikum gekämpft. Damit schafft Schenzinger für Horn Attribute eines nationalsozialistischen Vorbildcharakters (vgl. Schenzinger, *Anilin*. 1937 (Anm. 27), S. 315).
- 62 Kraus, *Literatur und „Modernität“* (Anm. 3), S. 64.
- 63 Ebd., S. 64f.
- 64 Vgl. ebd., S. 65.
- 65 Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin* (Anm. 38), S. 134.
- 66 Der Gott Shiva (bei Schenzinger Shiva geschrieben) wird „der Freundliche“ genannt und „vereint alle Gegensätze der Welt in sich“, weshalb er gleichzeitig Gott der Fruchtbarkeit und Gott der Zerstörung ist. Bringt er einem Menschen den Tod, so ist dieser stets eine Erlösung. Der Shivaismus ist neben dem Vishnuismus eine der beiden großen Strömungen des Hinduismus (vgl. Manfred

- Hutter: *Die Weltreligionen. Mit 7 Abbildungen.* 3., durchgesehene Aufl. München 2008 (Beck'sche Reihe Wissen 2365), S. 127.).
- 67 Dieses Thema wird im Verlauf des Romans noch einmal aufgegriffen. Charley Mansfield, der Sohn Austen James Mansfields, Geschäftsführer der Bengal Indigo Corporation, entscheidet sich für ein Chemiestudium, weil er sich nicht an der Ausbeutung der Hindus, die bei besseren Arbeitsbedingungen mehr erwirtschaften könnten, bereichern will: „Ich hatte aber keine Lust, mir den Schweiß der Hindus auf Bankkonto zu legen.“ (S. 126)
- 68 Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 229. Inwieweit diese Einschätzung auch auf die anderen Romane Schenzingers zutrifft, wäre im Einzelnen zu prüfen.
- 69 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin* (Anm. 38), S. 135.
- 70 Eine Datierung ist deshalb möglich, weil Horn Anteil am Tod Schlageters nimmt (vgl. S. 315), der 1923 erschossen wurde. Vgl. Hürter, *Schlageter* (Anm. 61), S. 23.
- 71 Diese Textstelle musste gerade deshalb nicht verändert werden. Vgl. für die Bedingungen der der Änderungen innerhalb der Neuauflage Kap. 5.
- 72 Weil, *Wervolf und Biene Maja* (Anm. 59), S. 28.
- 73 Vgl. Ine Van Linthout: *Das Buch in der nationalsozialistischen Propagandapolitik.* Berlin 2012 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte 131), S. 141f., 144, 149.
- 74 Weil, *Wervolf und Biene Maja* (Anm. 59), S. 29f.
- 75 Ebd., S. 29.
- 76 Ebd., S. 31. Dieses negative Englandbild, so Werner Sombart, habe Parallelen zum Antisemitismus, denn der Begriff des Engländers sei leicht durch den des Juden zu ersetzen, da beiden seitens der Nationalsozialisten die gleichen Attribute zugeschrieben seien: Sie orientierten sich in ihrer Weltanschauung nur an Gewinnmaximierung, wobei sie äußerst berechnend, raffiniert, kalkulierend und kalt seien. Ihnen fehlten deutsche Tugenden wie Treue, Großmut und Tiefsinn. Neben den Engländern werden in der Literatur auch die Feindbilder der katholischen Klöster, der Kommune als Lebensform und des Versailler Vertrags bedient (vgl. ebd., S. 31f.).
- 77 Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 234.
- 78 Dieses hier angedeutete Frauenbild betrifft nicht nur Helene Hofmann, sondern auch Runges Bekannte Charlotte und Horns Frau Herta. Das Frauenbild wird in Zusammenhang mit dem Bild des Chemikers kurz besprochen. Vgl. Kap. 5.2, S. 49.
- 79 Helmut Arntzen: *Ursprung der Gegenwart. Zur Berufstseinsgeschichte der Dreißiger Jahre in Deutschland.* Weinheim 1995, S. 166.
- 80 Vgl., ebd.
- 81 *Schenzinger. Berichten, was los ist* (Anm. 12), S. 33.
- 82 Vgl. ebd.
- 83 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin*. (Anm. 38), S. 127.
- 84 Vgl. Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 334, 336.
- 85 Vgl. Keas: *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin*. (Anm. 38), S. 127f., 130.
- 86 Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 335.
- 87 Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin*. (Anm. 38), S. 132.
- 88 Schütz, Vogt, *Einführung in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts* (Anm. 24), S. 256.

Kapitel 4

- 89 Vgl. ebd.
- 90 Lange, *Literatur des technokratischen Bewußtseins* (Anm. 35), S. 66. Damit unterscheide sich Schenzingers Roman von den Biografien Stefan Zweigs und Emil Ludwigs. Wieweit dieser Befund im Detail zutrifft, wäre an den Texten genau zu prüfen. Hier handelt es sich erst einmal um die Feststellung einer Tendenz.
- 91 Vgl. ebd.
- 92 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin.* (Anm. 38), S. 133.
- 93 In diesem Zusammenhang wird der Chemiker in einen Schöpfungsmythos eingebunden, der an den Romananfang erinnert und der Chemie eine besondere Wertigkeit verleiht. Zudem meldet sich hier eine Stimme zu Wort, die auch außerhalb der Romanhandlung noch einmal das vorgeführte Ideal nennt: „Diese Wissenschaft wurde langsam geboren. Viel menschlicher Geist verlor sich auf jener Straße ohne Ende, die zum ‚Elixier des Lebens‘ führen sollte, zum ‚Stein der Weisen‘, zum ‚Künstlichen Gold‘. Der Wahn von der ewigen Jugend, von der Allmacht, von dem ohne Mühe erreichbaren Reichtum hatte die Gehirne verblendet. Erst nach Paracelsus gabelte sich jene Straße. Der eine Weg war der Weg der Scharlatane, der Quacksalber, der Narren, Betrüger und Verbrecher. Er führte in gerader Richtung zum Gefängnis oder zur Lächerlichkeit. Den anderen Weg gingen die Denker, die Sucher ohne Eitelkeit, die Forscher. Er führte über die Arbeit zum Ergebnis. Aus der Alchimie ist die Chemie geworden“ (S. 96).
- 94 Vgl. Krah, *Literatur und „Modernität“* (Anm. 3), S. 62.
- 95 Vgl. ebd., S. 67f.
- 96 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin.* (Anm. 38), S. 134.
- 97 Vgl. ebd.
- 98 Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 235.
- 99 In der Schilderung der Forschung wird, wenn auch in geringerem Umfang als bei Beschreibungen von Fabriken und wirtschaftlichen Rivalitäten, eine gewaltgeladene Sprache mit viel Kriegsmetaphorik verwendet. Anders als bei den wirtschaftlichen Schilderungen sind in der Neuauflage allerdings alle diese Textstellen zu chemischer und medizinischer Forschung erhalten geblieben, bei der Schilderung wirtschaftlicher Interessen wurde ein Großteil der Textstellen bearbeitet oder gestrichen!
- 100 Vgl. Weil, *Wervolf und Biene Maja* (Anm. 59), S. 19.
- 101 Ebd., S. 19.
- 102 Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 231.
- 103 Vgl. ebd., S. 233f.
- 104 In diesem Abschnitt wurden weite Teile für die Neuauflage 1949 gestrichen. Der Inhalt der gestrichenen Passagen ist in leichter Variation in einem hinzugefügten Abschnitt zu finden. Vgl. Kap. 5.1.
- 105 Vgl. Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 234.
- 106 Vgl. Adam, *Lesen unter Hitler* (Anm. 1), S. 91.
- 107 Ebd., S. 234.
- 108 Krah, *Literatur und „Modernität“* (Anm. 3), S. 68.
- 109 Vgl. ebd.
- 110 Die Textpassage, auf die hier verwiesen wird, wurde für die Neuauflage 1949 stark verändert. Vgl. Kap. 5.1.

- 111 Vgl. Graeb-Könneker; *Autochthone Modernität* (Anm. 28), S. 222.
- 112 Ebd.; S. 223.
- 113 Unverdorben war im Hauptberuf nicht Bauer oder Chemiker. Das von den 1920er bis in die 1950er Jahre hinein sehr populäre (und wie das Kapitel zu Hofmann zeigt, auch von Schenzinger zu Rate gezogene) *Buch der großen Chemiker* bezeichnet ihn im Gegensatz zu Schenzinger als Kaufmann (vgl. B. Lepsius: *A. W. von Hofmann*. In: *Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namenhafter Gelehrter*. Bd. 2. *Von Liebig bis Arrhenius. Mit einer Bibliographie und 78 Abbildungen auf Tafeln im Text* [1930]. Hg. von Günther Bugge. Unveränderter Nachdruck. Weinheim 1955, S. 136-153, hier S. 137.). Ob es sich um eine Umbenennung aus ideologischen Gründen handelt, kann hier nicht belegt werden.
- 114 Vgl. Holger Andreas: *Friedlieb Ferdinand Runge: Wegbereiter der Teerfarbenchemie?* In: *Mitteilungen der Fachgruppe Geschichte der Chemie* (2009), Heft 20, S. 9-22, hier S. 10.
- 115 An der Wertschätzung ändert sich auch in der Neuauflage 1949 nichts, allerdings wird der Bezugspunkt ein anderer: „Friedlieb Ferdinand Runge stand im vierzigsten Lebensjahr, als er sich an die Arbeit machte, deren Ergebnis heute eine Weltindustrie ist.“ (Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 87).
- 116 Vgl. zur Rolle Runges bei der Entdeckung von Farben aus Steinkohlenteer: Andreas, *Friedlieb Ferdinand Runge* (Anm. 114).
- 117 Vgl. Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 230f.
- 118 Diese Wertung gilt allerdings nur bis zur Beschreibung der Arbeit von Betrieben in der I.G. Farben. Besonders im letzten Teil des Romans wird hervorgehoben, wie sich die deutsche chemische Forschung innerhalb der Fabriken abspielt.
- 119 Graeb-Könneker, *Autochthone Modernität* (Anm. 28), S. 222.
- 120 An Herrn Hoggenath, der bis zum Direktor der Seehandlung aufsteigt und ebenfalls um Charlotte buhlt, wird vorgeführt, wie sich im Leben Runges Berufliches und Privates gegenseitig bedingen. Seine Karriere ist an die Stagnation des beruflichen Erfolg Runges gebunden. Um Runge beruflich und privat zu schaden, hält er ihn von seinen wissenschaftlichen Projekten und einem damit einhergehenden finanziellen Erfolg fern. Charlottes Freitod am Morgen ihrer Hochzeit mit Hoggenath kommt einer Bewertung beider Gegenspieler gleich (vgl. S. 166f.; 172f.)
- 121 Schenzingers Schilderungen zu Runges Ausscheiden aus der Seehandlung entsprechen nicht ganz den historischen Gegebenheiten. Nach der Kündigung des Arbeitsverhältnisses durch die Seehandlung 1851 erhält er von ihr eine monatliche Rente, die von einer staatlichen Pension ergänzt wird. Nach dem Tod des ehemaligen Direktors der Seehandlung stellt dessen Witwe die Zahlungen an Runge ein (vgl. Andreas, *Friedlieb Ferdinand Runge* (Anm. 114), S. 10).
- 122 Vgl. Andreas, *Friedlieb Ferdinand Runge* (Anm. 114), S. 18. Inwieweit Schenzinger tatsächlich auf Max Rehbergs Biografie Bezug genommen hat, wäre im Einzelnen zu prüfen. Es wird dennoch deutlich, dass Schenzinger mit seinem Roman kein ‚Neuland‘ betreten hat. Neben der von Holger Andreas genannten Biografie Runges listet die Deutsche Nationalbibliothek außerdem eine Biografie von Berthold Anft: *Friedlieb Ferdinand Runge. Sein Leben und sein Werk*. Berlin 1937 (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 23).
- 123 Ebd., S. 20.

- 124 Hofmanns Verbindung zu Helene als Bedingung seines Erfolges in England wird in der Neuauflage gestrichen (vgl. Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 174). Die hergestellten Verbindungen aus Beruflichem und Privatem wirkt allzu konstruiert – hierin entfernt sich der Roman deutlich vom Genre der Biografie und ihrem in der Forschungsliteratur viel genannten Wahrheitsanspruch.
- 125 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel*. *Anilin* (Anm. 38), S. 132. Hierbei sei an den Kursivdruck von der Einführung Hofmanns erinnert, der die Sicht der Erzählung auf seine Figur enthält. Möglicherweise mag in dieser Mischung aus Erzählung und Wissensvermittlung einer der Gründe des Erfolgs von *Anilin* liegen.
- 126 Hofmann trat im Frühjahr 1845 eine Stelle als Privatdozent für Chemie in Bonn an (Vgl. Christoph Meinel: *Regierender Oberchemiker*. In: *Die Allianz aus Wissenschaft und Industrie. August Wilhelm Hofmann (1818-1892)*. Zeit, Werke, Wirkung. Hg. von Christoph Meinel und Hartmut Scholz. Weinheim [u.a.] 1992, S. 27-64, hier S. 32.). Sicherlich gab es auch schon vor der Zeit des Nationalsozialismus und auch danach noch Fackelzüge, doch bietet ihr Bild eine leichte Möglichkeit, Ereignisse auf emotionaler Ebene an ein nationalsozialistisches Umfeld anzubinden.
- 127 Diese Einschätzung und äußerste Würdigung Hofmanns wurde nach dem Krieg innerhalb der Neuauflage nicht zurückgenommen, die zitierte Passage findet sich auch dort wieder. Vgl. Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 186.
- 128 Lepsius, *A. W. von Hofmann* (Anm. 113), S. 144. Schenzinger hat wahrscheinlich hieraus weite Passagen zum Bild Hofmanns übernommen, etwa zur Bedeutung Hofmanns für die Entwicklung der Teerfarben, die Schilderungen zur technischen Ausstattung, die Begegnungen mit dem Britischen Königshaus, das Englandbild und die Darstellung Helenes (vgl. Lepsius, *A. W. von Hofmann* (Anm. 113), S. 138-142). Allerdings wird England hier als Hofmanns zweite Heimat dargestellt, was im Roman klar abgelehnt wird, denn Hofmann spricht hier gegenüber Mansfield von „eurem London“ (S. 202). Auch sprachlich deckt sich das Jargon zur Beschreibung des Erfolgs der deutschen chemischen Industrie (vgl. ebd., S. 146ff.) mit der von Schenzinger verwendeten Kriegsmetaphorik.
- 129 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel*. *Anilin* (Anm. 38), S. 135.
- 130 Vgl. Lepsius, *A. W. von Hofmann* (Anm. 113), S. 146.
- 131 Lothar Burchardt: *Wissenschaft, Industrie und Kultur zur Zeit August Wilhelm Hofmanns*. In: *Die Allianz von Wissenschaft und Industrie. August Wilhelm Hofmann (1818-1892)*. Zeit, Werke, Wirkung. Hg. von Christoph Meinel und Hartmut Scholz. Weinheim [u.a.] 1992, S. 7-26, hier S. 7.
- 132 Hier sei auf einen Sammelband zur Person Hofmanns verwiesen: Christoph Meinel, Hartmut Scholz (Hg.): *Die Allianz von Wissenschaft und Industrie. August Wilhelm Hofmann (1818-1892)*. Zeit, Werke, Wirkung. Weinheim [u.a.] 1992.
- 133 Vgl. Otto Paul Krätz: *Das blaue Wunder. Stationen auf dem Weg zur Indigo-Synthese*. In: *Kultur und Technik* 15 (1991), Heft 2, S. 36f.
- 134 Vgl. Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel*. *Anilin* (Anm. 38), S. 134. Baeyers großer Erfolg innerhalb der Forschung und seine außerordentliche Expertise auf diesem Gebiet werden auch im *Buch der großen Chemiker* erwähnt. So heißt es dort u.a.: „Außer einer Anzahl von Führern der Industrie ist ein bedeutender Teil der deutschen Hochschullehrer und eine namenhafte Schar ausländischer aus

dem Laboratorium Baeyers Hervorgegangen. Dieser Einfluss Baeyers war einzigartig“ (vgl. Richard Willstätter: *Adolf von Baeyer*. In: *Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namenhafter Gelehrter. Bd. 2. Von Liebig bis Arrhenius. Mit einer Bibliographie und 78 Abbildungen auf Tafeln im Text* [1930] Hg. von Günther Bugge. Unveränderter Nachdruck. Weinheim 1955, S. 321-335, hier S. 333). Werden in diesem Zusammenhang die Parallelen zum Artikel zu Hofmann und seiner Darstellung im Roman bedacht, so zeigt dies umso deutlicher, dass es Schenzinger mit seinem Roman nicht nur um die Würdigung von Chemikern, sondern auch um die Darstellung eines Wissenschaftlertyps ging, der sich an dem orientierte, was der NS-Staat verlangte: den arischen Wissenschaftler.

135 Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 236f.

136 Ebd., S. 241f.

137 Ebd., S. 243.

138 Ebd., S. 252.

139 Auch hier findet sich wieder eine Parallele zum *Buch der großen Chemiker*, die zur Illustration der aufgeführten Textstelle dienen kann und zeigt, dass die hier vorgeführte Verbindung aus Chemie, Chemietechnik und Medizin zur Entstehungszeit *Anilins* durchaus geläufig war: „Daß [...] auch hervorragende Vertreter der chemischen Technik berücksichtigt werden, daß ferner die Grenze der Chemie nach der Medizin hin stellenweise etwas weiter gezogen worden ist, bedarf in einer Zeit, in der die Wissenschaft nicht mehr ausschließlich um ihrer selbst willen betrieben wird, wohl keiner weiteren Rechtfertigung“ (Günther Bugge: *Vorwort zum zweiten Band*. In: *Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namenhafter Gelehrter. Bd. 2. Von Liebig bis Arrhenius. Mit einer Bibliographie und 78 Abbildungen auf Tafeln im Text* [1930]. Hg. von Günther Bugge. Unveränderter Nachdruck. Weinheim 1955, S. IXf.). Den letzten Punkt, den Bugge hier nennt, mag auf Schenzingers Roman nur bedingt zutreffen, denn hier ist die Forschung immer auf einen Zweck hin ausgerichtet, der sich mit dem des Staates deckt. Wurde Forschung innerhalb der Romanhandlung bis zum Auftreten Horns und der großen chemischen Fabriken wie Bayer oder der BASF um ihrer selbst willen betrieben, so geschieht die nun mit dem Zweck der Produktion, auch wenn dies von den Forschern innerhalb der Fabriken, die schließlich Produkte für einen Absatzmarkt herstellen sollen, verschleiert wird (vgl. S. 319).

140 Wird hier der Einfachheit halber von Wissenschaft und Wirtschaft gesprochen, so sind immer die chemische Wissenschaft sowie die Wirtschaft auf Grundlage chemischer Erfindungen und die chemische Industrie gemeint.

141 Augenfällig sind in diesem Zusammenhang die immer wieder eingestreuten Erfindungen Runiges, die wenn überhaupt nur beiläufig auf den Markt gebracht werden.

142 Vgl. Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 230f.

143 „[...] das weite grüne Land, die Belegschaft der Hunderttausend, die Sonne darüber.“ Die Beschreibung einer süddeutschen Landschaft am Ende des Romans erinnert an Indien, nur dass der Herrschaftsmaßstab und die Bedingungen, in denen die Arbeiter hier leben, als ein anderer dargestellt werden und deshalb Wohlstand bringen.

144 Weil, *Anilin von Karl Aloys Schenzinger* (Anm. 30), S. 235. Marianne Weil sieht in diesem Zusammenhang Parallelen zum soldatischen Arbeiter bei Ernst Jünger.

Kapitel 4

145 Die hier aufgeführte Textstelle steht exemplarisch für viele weitere des Romans, beispielsweise S. 267, 298, 302.

146 Zur Arbeit Horns, die mittels Kriegsmetaphorik beschrieben wird, vgl. S. 338, 376.



5. Nachkriegsbearbeitung 1949 – Ein Textvergleich

Mit der Neuauflage 1949 wurden im Roman zahlreiche Textpassagen umgeschrieben, einige auch ganz gestrichen oder ergänzt. Insgesamt wurden in *Anilin* 148 Textstellen geändert¹⁴⁷. Da es sich bei den Änderungen sowohl um einzelne Wörter oder Sätze als auch um ganze Absätze handelt, sind es in der Summe der einzelnen Wörter oder Phrasen weit mehr als die hier gezählten Änderungskomplexe.

Für einen ersten Überblick und zur besseren Orientierung lassen sich Arten der Änderung ausmachen. Im Roman wurden beim Abgleich der Textfassungen 71 stilistische Änderungen und 15 Korrekturen gefunden. Stilistische Änderungen betreffen durchweg die lexikalische Ebene des Romantexts. Beispielfhaft ist der Austausch einzelner Wörter eines Satzes:

Romanfassung 1937

Ob Mutter Wolf dort unten noch immer ihren Mokka double braute, der mehr nach gebrannter Mehlsuppe schmeckte als nach Bohnenkaffee¹⁴⁸? (S. 64)

Romanfassung 1949 (1952)

Ob Mutter Wolf dort unten noch immer ihren Mokka double braute, der mehr nach gebrannter Mehlsuppe schmeckte als nach Kaffeebohnen? (S. 59)

Mit leicht zur Seite gewandtem Kopf sah er das Aufleuchten eines weißen Mantels. (S. 317)

Mit halb gewandtem Kopf sah er das Aufleuchten eines weißen Mantels. (S. 286)

Korrekturen im Text betreffen sowohl chemische Begriffe oder die hier aufgeführte Reaktionsgleichung als auch einzelne Begriffe, wie etwa die hinzugefügte Pluralendung im zweiten Beispiel.

Romanfassung 1937

$\text{CH}_4 + \text{O}_2 = \text{CO}_2 + 2\text{H}_2\text{O}$ (S. 253)

die Jungen hatten ihre Laute und ihre Tänze (S. 253)

Romanfassung 1949 (1952)

$\text{CH}_4 + 2\text{O}_2 = \text{CO}_2 + 2\text{H}_2\text{O}$ (S. 253)

die Jungen hatten ihre Lauten und ihre Tänze (S. 253)

Diese beiden Bearbeitungen ändern nichts Wesentliches am Erzählverlauf oder der Darstellung der Charaktere. Anders verhält es sich mit den 62 inhaltlichen Änderungen. Auch hier sind stilistische Variationen möglich, aber inhaltliche Änderungen sind an bestimmte stilistische Mittel oder Themen gebunden. Sie betreffen die Kriegsmetaphorik im Text, ändern die Passagen zur I.G. Farben, politische Aussagen bzgl. des Auslands (häufig in Form von Großbritannien und Frankreich) und die Einführung Professor Baeyers in der Neuauflage.

5.1 Analyse exemplarischer Textstellen

Beispielhaft für die inhaltliche Bearbeitung ist schon das Vorwort des Romans, das für die Neuauflage komplett geändert wurde. Es wird in seinen zwei Fassungen, wie die anderen Beispiele inhaltlicher Änderungen, miteinander verglichen und interpretiert.

Romanfassung 1937

(Vorwort) „Es ist ein Zeichen der Lebenskraft eines rassisch gesunden und unverbrauchten Volkes, wenn immer wieder aus seinen unbekanntem Söhnen die tüchtigsten aufsteigen und Leistungen vollbringen, die über die Grenzen des eigenen Landes hinaus die Anerkennung der ganzen Welt auf sich lenken.“
(Reichsminister Dr. Frick am 26. Mai 1935, dem 25. Todestage Robert Kochs.)

Romanfassung 1949 (1952)

(Vorwort) ERFINDUNGEN SIND NICHT GROSS; GROSS SIND DIE ERFINDER.

Das Vorwort des nationalsozialistischen Ministers zur ersten Fassung bezieht sich auf die ‚Eigenschaften von Volksgenossen‘ am Beispiel Robert Kochs, der im Roman nur kurz auftritt. Dessen Leistung wird als Merkmal eines Volkes nach nationalsozialistischen Maßstäben aufgeführt, die dem Volk als seine Eigenschaft behauptet, an die Geschichte rückgebunden und anhand dieser beglaubigt wird. Der Leser soll den Aufstieg der chemischen Forschung und der daraus entwickelten Technologien in *Anilin* als „products of a superior German race“¹⁴⁹ lesen. Dabei wird auch das Gesellschaftsbild klar: Nicht der Einfluss und der Name einer Fami-

lie seien entscheidend, um etwas zu erreichen, sondern die eigenen vollbrachten Leistungen; aus ihnen resultieren Ruhm und Ehre. Innerhalb der Neuauflage ist dieser dezidierte Bezug zum NS-Staat und seiner politischen Führung gestrichen. Das neu gesetzte Vorwort bezieht sich allerdings immer noch auf den genannten Gedanken der Bedeutung von Erfindungen gegenüber der des einzelnen Erfinders. Mit dieser Formulierung lenkt der Autor den Leser ganz explizit darauf, nicht nur das Resultat der Forschung zu würdigen, sondern vielmehr den Erfinder und mit ihm – das haben die obigen Ausführungen deutlich gemacht – ein bestimmtes Arbeitsethos der Dienstbarkeit. Somit wird zwar nicht mehr von der Leistung eines bestimmten – auserwählten – Volkes gesprochen, aber sein Forscherideal ändert sich nicht.

Bei der Einführung Runge wird gleichzeitig eine Bündelung der Themen des Romans vorweggenommen. Hier geht es um die deutsche Wirtschaft, die Rolle des Chemikers und Bürgers in ihr und sein Verhältnis zum Ausland. Gerade letzteres wird in der geänderten Fassung modifiziert.

Romanfassung 1937

Romanfassung 1949 (1952)

„Eine Londoner Firma, jawohl.“
„Das sagen Sie so, als ob es gar nichts wäre? Das Leuchtgas ist da! Mann Gottes! Und Sie laufen in die Gitschiner Straße und stecken das Gelände ab. Für die Engländer! Hier in unserem eigenen Lande! Gibt Ihnen das nicht zu denken? Wissen Sie denn nicht, daß das schlimmer ist, als wenn die Engländer hunderttausend Mann bei uns gelandet hätten? Wissen Sie nicht, daß Sie mit Ihren Spaten hier anfangen, unser Fundament zu untergraben, daß die Ausländer mitten dabei sind, Deutschland mit ihrem Gehirnschmalz zu erobern, nachdem sie es mir ihren Kanonen nicht haben erobern können? Der Franzose möchte uns vollends die Sprache nehmen, die Art und das Denken. Der Engländer fängt jetzt an, uns auf dem Gebiet der Technik zu erdrosseln. In Hannover haben die Londoner Herrn schon im vergangenen Jahr die Gasanlage gebaut. Bald werden sie in allen deutschen Städten sitzen. Von uns aber werden sie sagen, wir

„Eine Londoner Firma, jawohl.“
„Das sagen Sie so, als ob es gar nichts wäre? Das Leuchtgas ist da! Mann Gottes! Und Sie laufen in die Gitschiner Straße und stecken das Gelände ab. Für die Engländer! Hier in unserem eigenen Lande! So so – so so –“
Der Mann aus der Zimmerstraße hieb sein Rohrstockchen in die Luft, daß es nur so pff, und ging weiter. –
Also wieder einmal für die andern, so so, immer für die andern. Wir buddeln für die andern, wir spielen für sie Soldat, wir finden auch mal was, bloß nicht für uns. Und was ist der Dank? Man hält uns für – für leicht bekommen. Der Franzose möchte am liebsten, daß wir vollends französisch parlieren. Und der Engländer? Na ja – er baut uns erst mal die Gasanstalt. In Hannover hat er sie schon im vorigen Jahr gebaut. Dann wird man weiter sehen. Wir können unser eigenes Haus nicht selber bauen? Wer sagt das? wie? Wegen der Gasanstalt vielleicht? Sieht beinah so aus.

Lena Höft: K.A. Schenzingers *Anilin*. Transformation eines NS-Sachbuchbestsellers

seien zu dumm, unser eigenes Haus zu bauen. Wir können schön Trompete blasen. Wir hauen der ganzen Welt die Hücke voll, wenn es darauf ankommt! Aber hier lassen wir uns in aller Seelenruhe das Fell über die Ohren ziehen. Wir sind schon Idioten, Herr! Idioten sind wir, ganz große Idioten. Herrgott! Ich könnte alles in Fetzen hauen!“

Der Mann aus der Zimmerstraße hieb sein Rohrstöckchen durch die Luft, daß es nur so pffiff, und ging weiter. (S. 62f.)

Runges Vortrag dem Arbeiter gegenüber wird zum Großteil gestrichen und durch den missbilligenden Kommentar „So so – so so –“ ersetzt. Er macht seine Meinung zu englischen Wirtschaftsunternehmen und französischem Wortschatz nicht mehr öffentlich, sondern behält sie mittels des angeschlossenen inneren Monologs für sich. Damit fehlen dem Text die explizit politische Rede und ihr Urteil über britische Wirtschaftsinteressen. Mittels des ersetzten Kommentars wird dieses Urteil aber unter Berücksichtigung des Kontextes nicht gänzlich gestrichen, sondern vielmehr zum Leser verlagert, dem es jetzt selbst obliegt, Schlüsse im Sinne Runges zu ziehen. Es wird hier von einem geistigen und ökonomischen Besatzungsverhältnis Abstand genommen und stattdessen mit resigniertem Tonfall über Abhängigkeit und Fremdbestimmung gesprochen. Damit erhält das Geschehen statt Zwang den Anschein eines Handelns aus freien Stücken, vergleicht man etwa den Satz „Der Franzose möchte uns vollends die Sprache nehmen“ (Fassung 1937) mit der Umformulierung „Der Franzose möchte am liebsten, daß wir vollends französisch parlieren“ (Fassung 1949). Aus einem praktizierten Zwang wird eine nicht hinnehmbare Absicht. In beiden Fassungen ist von einem Willen die Rede, doch ist er in der ersten ein böser und in der zweiten eine Zumutung. Das Urteil über die französischen Wirtschaftsinteressen wird damit nicht revidiert, sondern lediglich durch die positive Formulierung „möchte am liebsten“ abgeschwächt. Gleiches gilt für die Einschätzung englischer Belange: Im Umgang mit englischen Unternehmen auf deutschem Gebiet soll Ruhe gewahrt werden, statt sie als wirtschaftliche Besetzung Deutschlands zu sehen. Sprachlich wurde innerhalb der Textpassage die Aggression eingegrenzt, mehr aber auch nicht.

Im nachfolgenden Textbeispiel geschieht nicht einmal mehr das. Hier wird der direkte Bezug auf „die Franzosen“ – einmal ganz abgesehen davon, dass hier von

der Kollektivschuld eines ganzen Volkes gesprochen ist – lediglich durch die französischen Worte für ‚das ist der Krieg‘ ersetzt. Die Handlung spielt hier zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Historischer Bezugspunkt sind die Schlachten Preußens gegen die napoleonischen Truppen 1806/07, nach denen Preußen beim Frieden von Tilsit große Gebiete verlor. Die Bevölkerung leide an den Folgen des Krieges mit Frankreich, so die Aussage beider Textstellen unabhängig von den jeweils verwendeten Worten:

Romanfassung 1937

„Die Bauern sind doch alle am Ende. Die Franzosen haben sie zu lange ausgesaugt. Jetzt kommen die Mädchen zu Hunderten in die Stadt.“ (S. 66)

Romanfassung 1949 (1952)

„Die Bauern sind doch alle am Ende. Sie erholen sich nicht von diesem ewigen ‚c’est la guerre‘. Noch immer nicht. Jetzt kommen die Mädchen zu Hunderten in die Stadt.“ (S. 61)

Gleiches gilt für die folgende Passage:

Romanfassung 1937

„Wir sind keine Soldaten, Chamisso. Du bist ein Poet und ich bin ein Chemiker. Unsere Soldaten haben die Franzosen aus dem Lande gejagt. Wir haben die Aufgabe, den fremden Geist zum Teufel zu jagen. Da ist auch ein Schlachtfeld, und auch da ist ein Mut am Platze. Ich habe auf diesem Feld nur eben einen Schuß abgefeuert, und mir scheint, daß er getroffen hat.“ (S. 70)

Romanfassung 1949 (1952)

„Wir sind keine Soldaten, Chamisso. Du bist ein Poet und ich bin ein Chemiker. Soldaten kämpfen gegen die fremde Gewalt, wir wehren uns gegen den fremden Geist. Auch da ist ein Mut am Platze.“ (S. 65)

Runge spricht hier mit Chamisso über deren beider Rolle gegenüber ausländischen Chemikern, Literaten und Soldaten. Dabei bindet er letztere an sich selbst und identifiziert sich so mit dem Militär, das Vorbild für das eigene Handeln ist. Für die Neuauflage wurde die gewaltgeladene militärische Sprache zwar etwas zurückgenommen, der Aspekt der Verteidigung und Abgrenzung ist allerdings erhalten geblieben. Auch wenn die Abgrenzung gegenüber englischen Betrieben, französischer Lebensart oder, vereinfacht und allgemeiner ausgedrückt, allem Ausländi-

schen sprachlich modifiziert wurde, so bleibt sie inhaltlich nicht nur erhalten, sondern wird durch eine Verbreiterung des Feindbildes „gegen den fremden Geist“ universalisiert.

In der nachfolgenden Textstelle wird die Entdeckung des Schießpulvers über seine Verwendung geschildert und damit gleichzeitig ein an den Ersten Weltkrieg gebundenes Feindbild transportiert. Für die Neuauflage wurden all diese Bezüge gestrichen und nur auf das historische Ereignis der Entdeckung des Schießpulvers verwiesen.

Romanfassung 1937

Romanfassung 1949 (1952)

Fast um dieselbe Zeit mischte ein Freiburger Mönch dieselben Stoffe und legte damit den Grund zum Maschinengewehr, zur Fliegerbombe, zu dem Ferngeschütz, das 1918 aus hundert Kilometer Entfernung Paris beschloß. (S. 156f.)

Fast um dieselbe Zeit mischte ein Freiburger Mönch dieselben Stoffe und legte damit den Grund zum Schießpulver. (S. 140)

Hier wurde so viel verändert, dass dadurch die Aussage des Textes eine andere wird, wenngleich der Begriff Schießpulver immer noch vom Leser wie in der Fassung aus dem Dritten Reich gefüllt werden kann, der Kursivdruck legt dies allerdings nicht unmittelbar nahe.

Die Kriegsmetaphorik im Roman ist auch unter dem Aspekt der Beschreibung des Verhältnisses von Wissenschaft und Chemikern gegenüber der Wirtschaft von Bedeutung; allgemeiner gesprochen: für die Beschreibung von Konkurrenzverhältnissen. Der Fokus liegt hier deshalb auf einer allgemeineren, tendenziöseren Beschreibung unter Verwendung eines militärischen Sprachdukus.

Bei keinem der Chemiker wird so viel vom Krieg gesprochen wie bei Runge. Seine Gefühle werden als „Angriffsfreude“ (1937: S. 61) beschrieben, was in der Neuauflage zu „Unternehmungslust“ (1952: S. 57) geändert wird. Damit richten sich seine Pläne nicht mehr (feindlich) gegen andere Personen oder Institutionen, sondern betreffen rein sprachlich seine eigene Person. Überhaupt wird darauf geachtet, ein friedlicheres Umfeld zu kreieren. So wird aus einem „Aufmarsch“ ein „Start“ und die „Entscheidungsschlacht“ zum „Rennen“ (1937: S. 302; 1952: S. 273); die Chemiker arbeiten nicht mehr in der „Waffenbrüderschaft“ (1937: S. 316) zusammen, sondern bilden eine „Arbeitsgemeinschaft“ (1952: S. 285). Damit wird das Verhältnis auch begrifflich zu dem, was es ist – einem Arbeitsver-

hältnis – und das Konkurrenzverhältnis in der Produktion sprachlich daran angepasst.

Die Chemiker werden im Zusammenhang ihrer Arbeit häufig mit Begriffen der militärischen Führung beschrieben. Um diese Anbindung auf sprachlicher Ebene zu streichen, wird der „Feldherr“ (1937: S. 298) zum „Kapitän“ (1952: S. 270) oder der „Offizier“ (1937: S. 112) zum „Fechter“ (1952: S. 102). Der Verweis auf Führungspersönlichkeiten oder die Tendenz zum Angriff bleiben somit erhalten. Daneben werden Metaphern aus dem militärischen Bereich zu Tiermetaphern umgeschrieben (vgl. 1937: S. 98; 1952: S. 89).

Auch die Beschreibung der Arbeiter in den chemischen Fabriken wird für die Neuauflage geändert:

Romanfassung 1937

Romanfassung 1949 (1952)

Ihm zur Seite stand der Spezialarbeiter. Dieser Arbeiter brachte aus der Volksschule den geweckten Verstand, aus dem Heeresdienst die Disziplin mit zur Arbeit. Die Fabrikbetriebe verlangten nach militärischer Ordnung und erhielten sie. (S. 244)

Ihm zur Seite stand der Spezialarbeiter. Aber auch der Spezialarbeiter fiel nicht fertig vom Himmel. (S. 220)

Die Bedeutung der obigen Textstelle für die stilistische Gestaltung des Romans wurde schon erläutert, hier soll allerdings noch einmal hervorgehoben werden, dass in der Fassung von 1937 ihre Referenz klar ist – das den Lesern bekannte System von Schule und Militärdienst. Die bearbeitete Form macht zwar immer noch deutlich, dass das Arbeitsethos des Spezialarbeiters einen Grund habe, welchen nennt sie aber nicht. Dadurch ist die Füllung der Phrase „fiel nicht fertig vom Himmel“ dem Leser selbst überlassen. Bei einer Generation an (männlichen) Lesern, die zum Großteil mit Volksschulbildung und Militärdienst aufgewachsen sind, kann die Anbindung daran auch ohne explizite Erwähnung im Text geschehen. Vordergründig wurde hier die Bindung an das Militär zwar gestrichen, inhaltlich ist sie aber immer noch möglich.

Der ebenfalls schon besprochene nachfolgende Textauszug zu Anfang eines neuen Kapitels steht direkt im Anschluss an einen Kursivdruck und nimmt deshalb auf keine vorangehende Passage der Romanhandlung Bezug. Hier wurde nicht umformuliert, sondern – wie häufig an Stellen mit militärischem Vokabular – ge-

strichen. Den gesamten Roman über wird die These vertreten, dass sich die deutsche chemische Industrie in einem Kampf gegen Konkurrenz (im In- und Ausland) durchzusetzen habe, nicht zuletzt durch das Auftreten und die Äußerungen Runges. So illustriert der in der Neuauflage gestrichene Absatz zwar den sich daran anschließenden und in beiden Fassungen genannten „Kampf“, inhaltlich wird aber nichts Wesentliches zum Erzählverlauf beigetragen. Die begriffliche Umstellung von „die Betriebe anderer Länder“ zu „die Betriebe des Auslandes“ ist Beispiel einer stilistischen Veränderung.

Romanfassung 1937

Romanfassung 1949 (1952)

Die Leitung einer chemischen Fabrik glich in der Folge mehr einem Generalstab als einer wissenschaftlichen oder kaufmännischen Einrichtung. Die Fabriken rüsteten, sie bauten und wuchsen mit erstaunlicher Eile. Aus ihren Gebäuden und Belegschaften wurden Burgen und Heerlager. Sie zogen sich einen Stab der tüchtigsten Chemiker heran, und diese Heerführer kamen von August Wilhelm Hofmanns großer Akademie oder aus Kekulé's Gelehrtenstube.

[Absatz gestrichen]

Es gab die ersten Gefechte.

Die deutschen Fabriken kämpften unter sich, sie kämpften geschlossen gegen die Betriebe anderer Länder. (S. 264)

Die deutschen Fabriken kämpften unter sich. Gegen die Betriebe des Auslands kämpften sie geschlossen. (S. 238)

Im Zusammenhang mit den Farbenfabriken wird auch immer wieder von der I.G. Farben gesprochen, die als von Beginn der chemischen Forschung bestehendes, wenn auch nicht begrifflich klares Organisationsziel des Zusammenschlusses der Fabriken genannt wird. In der Neuauflage wird jeglicher begriffliche Bezug hierzu vermieden. Die nachfolgenden vier Textstellen der ersten Fassung erwähnen alle die I.G. Farben, alle wurden sie gestrichen bzw. geändert. Damit ist Runges Forschung nicht mehr Ausgangspunkt für einen Forschungs- und Industriezusammenschluss, sondern einer wesentlich unverfänglicher klingenden „Weltindustrie“. Grund der Tilgung der I.G: Farben aus der Geschichte ist ihre unrühmliche Rolle während des Dritten Reiches, insbesondere seit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Ihre Betriebe stellten Rüstungsgüter her, beschäftigten zahlreiche Zwangsarbeiter,

teilweise in enger Anbindung an die nationalsozialistischen Vernichtungslager, wie beispielsweise im Buna-Werk Auschwitz, und produzierten das Gas für den Genozid an den Juden und anderen Gefangenen in den Konzentrationslagern¹⁵⁰.

Romanfassung 1937

Romanfassung 1949 (1952)

Friedlieb Ferdinand Runge stand im vierzigsten Lebensjahr, als er sich an die Arbeit machte, deren Ergebnis heute die I.G. Farben sind. (S. 96)

Friedlieb Ferdinand Runge stand im vierzigsten Lebensjahr, als er sich an die Arbeit machte, deren Ergebnis heute eine Weltindustrie ist. (S. 87)

Ich finde Ihre Idee, es zunächst mit einer losen Interessengemeinschaft unserer beiden Firmen zu versuchen, ausgezeichnet. Das wäre dann fürs erste die kleine I.G. sozusagen. (S. 312)

Ich finde Ihre Idee, es zunächst mit einer losen Gemeinschaft unserer beiden Firmen zu versuchen, ausgezeichnet. [Satz gestrichen] (S. 281 f.)

„Welcher Firma?“
„In Elberfeld, in Leverkusen, in Ludwigshafen, Höchst, Berlin, dem alten Duisberg, den I.G. Farben, wie das alles zusammen neuerdings heißt.“ (S. 327)

„Welcher Firma?“
„In Elberfeld, in Leverkusen, in Ludwigshafen, dem alten Geheimrat Duisberg.“ [Textpassage gestrichen] (S. 294)

Duisberg hatte diese Gefahr frühzeitig erkannt und für den Bereich der I.G. Farbenindustrie behoben. Die I.G. umschloß aber nur ein Drittel der gesamten deutschen Chemischen Industrie. So waren bis dahin nahezu zwei Dutzend Chemische Vereine in Deutschland entstanden. Alle diese Vereine hatten die Hand des neuen deutschen Staates zu dem einen ‚Bund deutscher Chemiker‘ zusammengeführt, und an diesem Morgen eröffnete dieser Bund sein erstes Reichstreffen in der großen Halle des Deutschen Museums in München. (S. 374f.)

Duisberg hatte diese Gefahr frühzeitig erkannt, und mit viel Mühe war jetzt erreicht, daß sich alle diese Vereine zu einem ‚Bund deutscher Chemiker‘ zusammenschlossen. An diesem Morgen eröffnete dieser Bund sein erstes Reichstreffen in der großen Halle des Deutschen Museums in München. (S. 334)

Hervorzuheben ist die letzte Stelle zur I.G. Farben. Sie wurde wieder aus dem Text herausgestrichen, allerdings bleibt der ‚Bund deutscher Chemiker‘, die Zwangsorganisation des NS-Regimes für Chemiker, als Referenz im Text erhalten, wenn auch ohne expliziten Bezug auf den Staat selbst. Auch hier gilt wie schon zuvor:

Lena Höft: K.A. Schenzingers *Anilin*. Transformation eines NS-Sachbuchbestsellers

selbst wenn die expliziten Bezüge zum Dritten Reich sprachlich gestrichen werden, so bleiben sie inhaltlich jedoch erhalten. Mehr noch: Die einzelnen Werke der I.G. Farben bleiben als historische Meilensteine genannt. Sie sind „heute eine Weltindustrie“. Das ist der Maßstab, an dem sie gemessen werden – von Zwangsarbeit und Massenmord ist bei ihrem großen wirtschaftlichen Erfolg keine Rede. Vielmehr verhält es sich so, dass der Zusammenschluss als I.G. Farben als überwunden gilt, er wird zu einem Teil der Geschichte und erhält dadurch seine nachträgliche und verfehlte Legitimation.

Besonders auffällig ist die Bindung an den NS-Staat im Zusammenhang mit dem bei Baeyer arbeitenden und später in Indien praktizierenden Arzt Horn und seiner Frau Herta:

Romanfassung 1937

Für einen Augenblick vergaß er die Trauer und die Erbitterung, die er von der Straße heraufgebracht hatte. Alle Zeitungen zeigten breite Schlagzeilen. Schlageter war heute früh erschossen worden. Dabei sollte ein Mensch ruhig sitzen und arbeiten, Präparate färben, Vögel infizieren, Temperaturen messen, Ausstriche machen. Horn war als Truppenarzt mit seinem Stuttgarter Infanterieregiment vier Jahre im Felde gewesen, war 19 mit durch das Baltikum gezogen, hatte mitgeholfen, Riga vom roten Janhagel zu säubern. Dort oben hatte er auch die Malaria kennengelernt und war schließlich nach Auflösung seines Freikorps am Institut für Tropenkrankheiten in Hamburg gelandet.

Dann hatte ihn das Hamburger Institut hierher nach Elberfeld an das pharmazeutische Versuchslaboratorium der Bayer-Werke geschickt (S. 315)

Romanfassung 1949 (1952)

Für einen Augenblick vergaß er den Rummel auf der Straße, den wieder irgendein Streik ausgelöst hatte. Dieser ewige Klamauk! Dabei sollte ein Mensch ruhig sitzen und arbeiten, Präparate färben, Vögel infizieren, Temperaturen messen, Ausstriche machen. Horn war als Truppenarzt vier Jahre im Felde und mit seinem Regiment lange Zeit im Osten gewesen. Dort hatte er auch die Malaria kennengelernt, und die Bekämpfung dieser Geißel der Menschheit war ihm Lebenszweck geworden. So war er nach dem Kriege am Institut für Tropenkrankheiten in Hamburg gelandet.

Das Hamburger Institut hatte ihn hierher nach Elberfeld an das pharmazeutische Versuchslaboratorium der Bayer-Werke geschickt (S. 284f.)

Zeitlich gesehen bezieht sich dieser Textauszug auf die ersten Jahre der Weimarer Republik, genauer gesagt auf den 23. Mai 1923. An diesem Tag wurde das Todesurteil an Albert Leo Schlageter vollstreckt, um den in nationalsozialistischen Kreisen eine kultische Verehrung entstand¹⁵¹. Der aufgewühlte und ergriffene Horn

wird also nicht nur als Forscher dargestellt, sondern auch als patriotischer Kämpfer, der die NS-Ideologie teilt. In der Bearbeitung wurden sowohl die Freikorps als auch der antikommunistische Ton gestrichen, der Fokus verlagert sich von den militärischen auf medizinische Erlebnisse. So wird Horns Bedürfnis, im Bereich der Malaria zu forschen, verstärkt; dennoch bleibt das Bild des militärisch dienenden Wissenschaftlers erhalten. Auch an anderer Stelle wird der politische Bezug zur Besetzung des Ruhrgebiets durch französisch-belgische Truppen vermieden (vgl. 1937: S. 316; 1949: S. 285). Sowohl in diesem Zusammenhang als auch bei den weiter oben aufgeführten Passagen zu England und Frankreich bewirken die geänderten Textstellen einen den späteren alliierten Mächten gegenüber freundlicheren Ton, der sprachliche „Angriff“ wird gestrichen. Gleiches gilt für den folgenden Textausschnitt:

Romanfassung 1937

Romanfassung 1949 (1952)

„Als ob es eine rein theoretische Meinung wäre“, brauste Horn auf. „Als ob es keine Tatsachen gäbe. Während wir hier sitzen, durchstöbern die Agenten der Entente die letzten Winkel in Leverkusen, Ludwigshafen, in Höchst. In Waschkörben schleppen sie die Fabrikationsgeheimnisse nach Hause. Frankreich anerkennt die deutschen Patente nicht mehr, die Amerikaner nicht, am wenigsten die Sowjets. Ein wahres Freibeutertum greift um sich auf geistigem Gebiet. Und wir sitzen hier und experimentieren in aller Seelenruhe weiter. Für wen? habe ich schon mal gefragt. [...] Da erwarten Sie, Herr Geheimrat, von einem Angestellten, der noch einen Funken Schamgefühl im Leibe hat, daß er hier sitzt und an einem Malariamittel arbeitet? Es gibt nicht einen schlafkranken Deutschen in der Welt. Die malariakranken Deutschen kann man sich an den Fingern abzählen. In den englischen, französischen, belgischen, amerikanischen Gebieten aber gibt es Hunderte von Millionen. Der Versailler Vertrag betont ausdrücklich, daß wir nicht fähig sind, zivilisatorisch in Kolonien zu wirken. Warum lassen wir die

„Als ob es eine rein theoretische Meinung wäre“, brauste Horn auf. „Als ob es keine Tatsachen gäbe. Während wir hier sitzen, durchstöbern ausländische Agenten unsere Akten. In Körben schleppen sie die Fabrikationsgeheimnisse nach Hause.

[Satz gestrichen]

Und wir sitzen hier und experimentieren in aller Seelenruhe weiter. Für wen? frage ich mich.

[...] Wozu an einem Malariamittel arbeiten? Die malariakranken Deutschen kann man sich an den Fingern abzählen. In anderen Ländern aber gibt es Hunderte von Millionen. Man betont neuerdings ausdrücklich, daß wir nicht fähig sind, zivilisatorisch in Kolonien zu wirken. Warum lassen wir die Herren nicht bei ihrer Meinung?“

Herren nicht bei ihrer Meinung?“
 „Sie haben recht, Horn. Leider. Aber so recht Sie mit Ihren Ausführungen haben, so präzise weisen Sie mit Ihrer letzten Frage auf die erklärende Entgegnung hin. Wir lassen die Herren nicht bei ihrer Meinung, eben weil wir noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe haben, sagen wir ruhig: weil wir Deutsche sind. Sie mögen uns halten für was sie wollen, sie mögen uns entwenden oder nachahmen, was sie wollen – daß sie es tun, beweist ja nur, daß die Sachen etwas taugen – wir haben in Deutschland noch die reine Wissenschaft. Wir forschen noch um des Wissens willen. Ich weiß, das Ausland hat für diese Denkweise vielfach kein Verständnis. Mir scheint sogar, auch bei uns hat noch nicht jeder dieses Verständnis. Man legt uns unsere Anständigkeit als Dummheit aus. Man spricht vom dummen Michel. Denen möchte ich sagen, daß es eine Dummheit ist, auf die wir uns etwas einbilden, in der wir uns nicht belehren lassen, auf die wir stolz sind, und das in hohem Maße, Doktor Horn.“ (S. 318f.)

„Sie haben recht, Horn. Leider. Wir wollen aber die Herren nicht bei ihrer Meinung lassen. Schließlich haben wir ja noch ein Ehrgefühl. Sie mögen uns halten, für was sie wollen, sie mögen uns sonst noch was enteignen oder nachmachen – daß sie es tun, beweist ja nur, daß die Sachen etwas taugen –, wir haben bei uns noch die reine Wissenschaft. Wir forschen noch um des Wissens willen. Ich weiß, das Ausland hat für diese Denkweise vielfach kein Verständnis. Mir scheint sogar, auch bei uns verstehen sie noch nicht jeder. Man legt uns diese Art zu denken als Mangel aus. Dazu möchte ich sagen, daß ich wie alle meine Freunde diesen Mangel nicht gern entbehren möchte.“ (S. 287)

Horn spricht hier mit Direktor Duisberg bei Bayer und macht ihm gegenüber seiner Wut Luft. Dieser Aspekt bleibt auch in der Neuauflage erhalten, lediglich die direkte Anklage an die alliierten Mächte wird gestrichen und muss in Form der „ausländischen Agenten“ vom Leser selbst mit einem Feindbild gefüllt werden. An der sich anschließenden Aussage Duisbergs wurden lediglich einige stilistische Änderungen vorgenommen und die dem Ausland überlegene deutsche Forschung sowie ein starker Patriotismus begrifflich vermieden. Wird allerdings aus „in Deutschland“ (Fassung 1937) „bei uns“ (Fassung 1952), noch dazu gesprochen von einem deutschen Chemiker in Deutschland, ändert sich inhaltlich nichts an der Aussage zum Verhältnis von deutscher und ausländischer Wissenschaft.

Im weiteren Verlauf erfährt die neue NS-Staatsführung eine für Horn überraschende Würdigung. Der in Indien praktizierende Arzt, der in einer Auseinandersetzung mit dem Brahmanen Admi Garib schwer verwundet wurde, trifft während seines Kuraufenthalts bei einer Einladung auf einen Arzt des britischen Kolonialkrankenhauses. Dieser fragt Horn nach seiner Rückkehr nach Deutschland, bei

dem es sich politisch inzwischen um das Dritte Reich handelt; der Arzt drückt seine Bewunderung für die neue Staatsführung aus. Horn ist von den Ereignissen in seiner Heimat, von denen er zuvor nichts wusste, so ergriffen, dass er daraus für sich ein bestimmtes Ethos ableitet: Der gute Deutsche habe sich vor seiner Aufgabe nicht zu drücken, deshalb wolle er nicht in seine Heimat zurückkehren, sondern weiter in Indien praktizieren, bis seine Aufgabe dort erfüllt sei. Besonders bemerkenswert ist, dass ein britischer Arzt die nationalsozialistische Staatsführung dafür verantwortlich macht, dass Ressentiments zwischen Engländern und Deutschen beigelegt seien.

Romanfassung 1937

Romanfassung 1949 (1952)

Die Verpflichtungen, die sie als Gäste hier hatten, trennten sie. Herta wurde von der Gattin des Kommandeurs gebeten, ihr Gesellschaft zu leisten. Horn wurde von dem Regimentsadjutanten und dem Chefarzt in das Rauchzimmer entführt.

„Ich staune jeden Tag, daß sie noch hier sind, Kollege Horn“, sagte der Chefarzt. „Ich an Ihrer Stelle wäre schon längst zur Erholung nach Deutschland gefahren, zumal jetzt, wo es sich dort endlich wieder auf eine anständige Art und Weise leben läßt.“

Horn verstand nicht recht. „Was ist los in Deutschland? Ich bitte Sie zu bedenken, meine Herren, ich habe seit Monaten keine Zeitung gelesen.“

„Ein anderer Wind ist los bei Ihnen zu Hause. Er weht sogar bis hierher. Das sehen Sie doch schon daran, daß wir hier so gemütlich beieinandersitzen.“

Horn wurde immer verlegener.

Der Regimentsadjutant brachte eine Nummer der ‚London News‘ und legte sie aufgeschlagen vor Horn auf den Tisch.

Horn traute seinen Augen nicht. Entgeistert starrte er auf die Bilder dieser Seiten. Es waren Bilder von der Feier des 1. Mai 1933 auf dem Tempelhofer Feld. Ohne ein Wort rannte er aus dem Zimmer, rannte durch alle Räume des

Die Verpflichtungen, die sie als Gäste hier hatten, trennten sie. Herta wurde von der Gattin des Kommandeurs gebeten, ihr Gesellschaft zu leisten. Horn wurde von dem Regimentsadjutanten und dem Chefarzt in das Rauchzimmer entführt.

„Wann soll die Reise losgehen, Doktor?“

„Bald bin ich soweit, Herr Chefarzt.“

„Wir haben Juni. Es kommt jetzt die beste Zeit für Sie in Europa.“

„Ich muß erst meine Angelegenheiten erledigen.“

„Sind die so dringlich?“

„Es sind meine Kranken.“

„Muten Sie sich nicht zu viel zu, Doktor Horn. Ich rate Ihnen nochmal, schonen Sie sich. Wenn Sie erst endgültig auf der Nase liegen, haben Ihre Kranken erst recht nichts mehr von Ihnen.“

„Bis dahin aber –“

Kasinos, rannte durch den Park, bis er Herta gefunden hatte. Jeder gesellschaftlichen Form zuwider faßte er sie bei der Hand, zog sie aus ihrer Umgebung und schleppte sie ins Rauchzimmer vor die Bilder der ‚London News‘. Herta erging es nicht anders, wie es Horn ergangen war. Sie faßte nicht, was sie hier sah und las. „Wie war das nur möglich?“ fragte sie endlich. „Wie haben sie das bloß geschafft?“ „Sie werden gekämpft haben wie die Löwen, wie die Tiger“, sagte Horn, und sein Gesicht brannte vor Begeisterung. „Mit ‚Schonen‘ wären sie bestimmt nicht so weit gekommen.“ Und wieder nahm er Herta, jeder guten Sitte zum Trotz, bei der Hand und zog sie ins Freie, zog sie zu der Brüstung, zu dem Abgrund, den die Gipfel des Himalaja jetzt tiefschwarz vor fahlem Himmel überragten. „Hör mich an, Herta! Hör mich ganz ruhig an! Eben noch war ich entschlossen, nach Deutschland zu fahren. Sie haben mich auf den Gedanken gebracht, noch bevor ich es wußte. Jetzt frage ich dich, kann ein anständiger Deutscher hier nach halber Arbeit seinen Posten verlassen? Was ist Erholung und Wohlbefinden vor solch einer Leistung? Müßte man sich zu Hause nicht schämen vor jedem Menschen auf der Straße, der durchgehalten hat? Ist es nicht gerade hier draußen meine Aufgabe, zu zeigen, was wir vermögen? Du sollst nur sagen, daß du ebenso denkst wie ich.“ (S. 361f.)

Auf dem Heimweg faßte Doktor Horn plötzlich Hertas Hand. „Ich muß wieder hinunter nach Padmapur, nach Rangpur. Sag mir, daß du ebenso denkst.“ (S. 324f.)

In der Neuauflage sind alle politischen Bezüge gestrichen, wodurch sich die Thematik des Absatzes geändert hat. Hier geht es nicht mehr um das ‚neue Deutschland‘, sondern um Horns Gesundheitszustand. Keine andere Änderung im Roman tangiert den Inhalt so sehr wie diese, denn die Begründung für Horns Verbleib in Indien liegt nun in einem Verantwortungsgefühl seinen Patienten gegenüber. Nicht mehr die politische Lage wird als Grund zur Rückkehr genannt, sondern der Sommer in Europa – nicht in Deutschland. Abgrenzung gegenüber dem Ausland soll hier vermieden werden.

Anders verhält sich dies in Bezug auf die Wirtschaft; hier wird die (sprachliche) Auseinandersetzung mit ausländischen Unternehmen akzeptiert. Das nationalsozialistische Deutschland hingegen wird sowohl in politischer als auch ideologischer Hinsicht gestrichen. Eine Verbindung aus Politik und Wirtschaft, wie diese noch in der ersten Fassung geschildert ist, wird so vermieden:

Romanfassung 1937

Aus Kalkutta erfuhr Horn, daß sich in Amsterdam ein Ring gebildet hatte zur Förderung des Chininverbrauchs und daß diesem Ring vorwiegend Händler angehörten, die aus ihrem Blut und ihrer Gesinnung heraus dem neuen Deutschland nicht sonderlich gewogen waren. Diese Händler fürchteten den Absatz des Chinins.
Ihr Kampf galt dem Atebrin. (S. 365)

Romanfassung 1949 (1952)

Aus Kalkutta erfuhr Horn, daß sich in Amsterdam ein Ring gebildet hatte zur Förderung des Chininverbrauchs. [Nebensätze gestrichen]
Diese Händler fürchteten den Absatz des Chinins.
Ihr Kampf galt dem Atebrin. (S. 327)

Hier wird zwar der Bezug zum NS-Staat gestrichen, die Kriegsmetaphorik zur Beschreibung der Auseinandersetzung der Wirtschaftsunternehmen bleibt aber erhalten. Das deutet darauf hin, dass eine solche Sprache auch in den 1950er Jahren anschlussfähig und akzeptiert war.

Auch das Ende des Romans ist für die Neuauflage bearbeitet worden. So wird aus der die Deutschen in allen Lebenslagen betreffenden Chemie eine Chemie, die (nur noch) die Ökonomie der deutschen Nation unmittelbar betrifft. Der universale Zugriff der chemisch-technischen Industrie auf alle Lebensbereiche ist zurückgenommen. Hier geht es vordergründig um die wirtschaftliche Souveränität eines Staates. Wie weitgreifend deren Bedeutung für die „deutsche[n] Lebensfrage“ ist, hängt davon ab, für wie groß man den Zugriff der Ökonomie auf die Nation hält.

Romanfassung 1937

Heute 2 Millionen Tonnen Benzin für die deutschen Motoren! 10000 Tonnen Kautschuk im Jahr für die deutschen Reifen. Keine Naphthaquelle, kein Öl, kein Gummi im

Romanfassung 1949 (1952)

Heute 2 Millionen Tonnen Benzin für die deutschen Motoren! 60000 Tonnen Kautschuk im Jahr für die deutschen Reifen. Keine Naphthaquelle, kein Öl, kein Gummi im eigenen

Lena Höft: K.A. Schenzingers *Anilin*. Transformation eines NS-Sachbuchbestsellers

eigenen Lande. Keine Kolonien. Gefährliche Summen drohen ins Ausland abzufließen. Wir sind eingeengt, geographisch, wirtschaftlich, politisch. Wir wollen leben! Immer lauter wird die Forderung nach dem künstlichen Werkstoff.

Der künstliche Werkstoff bedingt heute die Zukunft der deutschen Nation.

Der künstliche Werkstoff ist zur deutschen Lebensfrage geworden.

Aber da regt sich auch schon der deutsche Chemiker. Er drängt nach vorn. Schon hat er ein Verfahren gefunden. (S. 375)

Lande. Gefährliche Summen drohen ins Ausland abzufließen. [Satz gestrichen] Immer lauter wird die Forderung nach dem künstlichen Werkstoff.

Der künstliche Werkstoff bedingt heute die Zukunft der deutschen Nation.

Schon hat der deutsche Chemiker ein Verfahren gefunden. (S. 335)

Wo vorher eine Verbindung zwischen Nation und „Lebensfrage“, also den Lebensbedingungen jedes Einzelnen in jeder Situation hergestellt wurde, überlässt es die Neuauflage dem Leser, den Begriff der „deutschen Nation“ zu füllen. Auch die Rolle des Chemikers ist hier im Kommentar des auktorialen Erzählers weniger von seinen Konkurrenzverhältnissen geprägt, sondern zeigt den Chemiker als Entdecker neuer Produktionsverfahren. Dass diese Rolle den gesamten Roman über immer an eine Konkurrenz zu Kollegen gebunden ist – erst in der Forschung des eigenen Landes und der zugehörigen Betriebe, später in Abgrenzung zum Ausland – bleibt trotz der Änderung präsent.

5.2 Zwischenfazit – Was ändern die bearbeiteten Textstellen am Inhalt des Romans?

Die Neuauflage eines Titels fünf Jahre nach der letzten Auflage und unter grundlegend anderen politischen Rahmenbedingungen resultiert aus kalkulierten Absatzmöglichkeiten. Ganz besonders mag dies gelten, wenn für die Neuauflage eine Überarbeitung des ursprünglich herausgegebenen Textes notwendig ist. Doch Wilhelm Andermann, Schenzingers Verleger sowohl im Dritten Reich als auch in der Bundesrepublik¹⁵², schien mit einem erneuten Verkaufserfolg zu rechnen.

Für die Neuauflage *Anilins* 1949 mussten viele Textstellen geändert oder ganz gestrichen werden. Das betrifft jegliche Nennung der I.G. Farben, inhaltlich, das hat das vorangegangene Kapitel deutlich gemacht, erhält sie als überwundene

Phase Einzug in die Chemiegeschichte und bleibt implizit erhalten, auch wenn sie nicht mehr direkt genannt wird:

„Der Direktor lachte. »Andere Fabriken verarbeiten gleichfalls den Teer, Höchst zum Beispiel, Bayer in Elberfeld.«

»In der Industrie scheint es wie in der Politik zu sein. Immer ist der eine gegen den anderen. Warum nicht gemeinsam? Ein großes chemisches Orchester mit einem Dirigenten müßten wir haben.« (S. 265)

Hier wird die vom NS-Regime forcierte Verbindung der Politik mit der Wissenschaft betont, die organisatorischen Parallelen von Militär und chemischen Fabriken sind hingegen gestrichen. Erscheint der Bezug zum nationalsozialistischen Deutschland als zu groß, so wird auch dieser gestrichen; doch Anbindungen daran sind auch in der Neuauflage noch möglich. Sei es bildlich durch den von Hofmann miterlebten Fackelzug in Bonn (vgl. 1937: S. 181; 1949: S. 163) oder sprachlich durch die Erwähnung des „erste[n] Reichstreffen[s] der deutschen Chemiker“ (1937: S. 374; 1949: S. 334) – ein Reichstreffen übrigens, das am Ende des Romans aus dem Text getilgt wurde (vgl. 1937: S. 376; 1949: S. 336). Vielfach werden die Bewertung von Sachverhalten und die inhaltliche Füllung von Begriffen innerhalb der Neuauflage vom Romantext in die Rezeption des Lesers verlagert. Dadurch ist immer eine ‚unschuldige und unpolitische‘ Lesart möglich, ebenso wie eine Anbindung an jene schon aus der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus bekannten Feind- und Gesellschaftsbilder.

Besonders augenfällig verdeutlichen die Textpassagen zu Deutschland und England, was als unbescholten genug galt, um in der Romanfassung verbleiben zu dürfen: *Indigo*, der erste Teil des Romans, ist bis auf zwei stilistische Änderungen¹⁵³ und die Korrektur des Weltkriegs zum Ersten Weltkrieg¹⁵⁴ ohne weitere Änderungen erschienen. Das bedeutet, dass auch die Bewertung der britischen Kolonialherrschaft in Indien als falsche Herrschaft und das Bild einer potenziell besseren und deutschen erhalten bleiben.

Ähnlich verhält es sich bei folgender Aussage: „Lieber läßt man einen Deutschen in England die Kanonen gießen, mit denen wir einmal erschossen werden“ (S. 196f.). Für die Neuauflage ersetzt man „in England“ durch „im Ausland“ (1949: S. 177). Ob nun von England oder vom Ausland die Rede ist, letztlich liegt es nahe, dass ein Leser, der in der gerade erst gegründeten Bundesrepublik Schenzingers Roman liest, mit dem Ausland entweder die ehemaligen Besatzungsmächte

Russland, Frankreich, die USA oder eben England identifiziert. Damit wird der Gedanke der potenziellen Bedrohung universalisiert und nicht entschärft.

Noch eine weitere Textstelle belegt, dass gerade am Bild Englands nur so viel wie eben nötig geändert wurde und in manchen Fällen war dies inhaltlich gar nichts. Abgesehen von einer kleinen stilistischen Änderung klagt Hofmann auch in der Nachkriegsauflage gegenüber Prinzessin Victoria noch, er komme sich wie ein Landesverräter vor, solange er im Dienste Englands statt Deutschlands stehe¹⁵⁵. So gilt hier nach wie vor: Der Deutsche dient dem Deutschen, alles andere sei Landesverrat.

Abgesehen von solchen Äußerungen werden weiterhin auch Bilder bedient, die abschlussfähig für einen Großteil der Bevölkerung waren: ein deutscher Forscher, in diesem Falle Conny Falke, spielt auf dem Klavier das Stück eines deutschen Komponisten, in diesem Falle Richard Wagner. Hierin verbirgt sich zwar kein explizit politisches Urteil, doch handelt es sich um den Komponisten, der wie kaum ein anderer mit dem Nationalsozialismus assoziiert wird. Diese und weitere bereits analysierte Textstellen zeigen eindrücklich, dass häufig so wenig geändert wurde, dass der Inhalt kaum oder gar nicht tangiert wurde und der Leser ihn somit weiterhin mit politischen Weltanschauungen oder populären Gegenständen des Nationalsozialismus in Verbindung bringen konnte. Für Textstellen, die erhalten blieben, gilt dies allemal. Vielfach wurde der Inhalt also einfach nur ‚entschärft‘, nicht ‚entnazifiziert‘: Eine Lesart des Romans wie zur Zeit des Nationalsozialismus ist bei nahezu allen Textpassagen immer noch möglich. Kleinere Änderungen am Text und die Streichung von Reizwörtern führen zu keiner grundlegenden Änderung des Inhalts oder dessen Berufungsinstanzen. So bleibt die Kriegsmetaphorik immer dann erhalten, wenn sie sich nicht gegen die alliierten Mächte des Zweiten Weltkriegs richtet. Viel ändert sich inhaltlich also nicht – warum auch?! Schließlich galt es, ein Publikum anzusprechen, das auch schon in den 1930er und 1940er Jahren ähnliche Romane las. Günter Häntzschel weist in seiner Untersuchung zur Buchkultur der 1950er Jahre deutlich darauf hin, dass

„die neue Literatur nur einen geringen Prozentsatz innerhalb des gesamten literarischen Angebots aus[machte], das auf dem Markt war, gekauft und gelesen wurde. Die Kontinuität der nationalsozialistischen Autoren war sehr viel stärker als von den Literaturgeschichten angenommen.“¹⁵⁶

Außerdem, soviel sei hier als kleine Randbemerkung angeschlossen: Wozu womöglich zu viel ändern? Vor der Aussicht eines erneuten Verkaufserfolgs ist die Überarbeitung des Tatsachenromans als Opportunismus zu bewerten. Schenzinger und sein Verleger Andermann sahen sich unter den neuen politisch-moralischen Rahmenbedingungen der Bundesrepublik mit der Notwendigkeit konfrontiert, ihre Chemiegeschichte umzuschreiben. Von einer grundsätzlichen Entnazifizierung oder gar einem Antifaschismus kann nicht gesprochen werden. Und *Anilin* verkaufte sich nicht nur im Dritten Reich, sondern auch in den 1950er-Jahren ausgesprochen gut: Auflagenzahlen von insgesamt 920000 Exemplaren bis zum Jahr 1944¹⁵⁷, 1,63 Millionen Exemplaren bis zum Jahr 1951¹⁵⁸ und noch einmal über 100000 Exemplare mehr bis 1953, als der Andermann-Verlag von einer 1,774 Millionen Exemplare umfassenden Gesamtauflage sprach¹⁵⁹. Der hier schon mehrfach erwähnte Spiegelartikel zeigt ganz deutlich, dass Schenzinger auch in den 1950er-Jahren weitergeschrieben hat wie zuvor¹⁶⁰. Es bestand weiterhin ein Interesse an seinen Romanen und ihr großer Absatz belegt, dass die Leser auch nach dem Zweiten Weltkrieg noch Gefallen daran fanden.

Anmerkungen

147 Um alle geänderten, gestrichenen oder ergänzten Textstellen erfassen zu können, wurden beide Romanfassungen parallel gelesen. All diese Textstellen befinden sich nach den hier genannten Gruppen geordnet in einer Synopse im Anhang.

148 Für alle im Folgenden aufgeführten geänderten Textstellen gilt: Die genannten Fassungen beziehen sich auf die im Literaturverzeichnis genannten Ausgaben des Romans, als Quellenangaben dienen die jeweiligen Seitenangaben am Ende der Zitate. Änderungen sind durch Unterstreichungen kenntlich gemacht.

149 Keas, *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin*. (Anm. 38) S. 134.

150 Zur Rolle der I.G. Farben im Dritten Reich vgl. Anm. 21.

151 Zur Person Schlageters vgl. Anm. 61.

152 Vgl. Schenzinger, *Anilin*. 1937 (Anm. 27). Genauer heißt es dort: „Copyright 1937 by Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin W 35. Vgl. außerdem: Schenzinger: *Anilin*. Lizenzausgabe für den Lesering das Bertelsmann Buch mit Genehmigung des Wilhelm Andermann Verlags München: 1952.

153 Vgl. Nr. 1 und 2 der stilistischen Veränderungen, Synopse im Anhang.

154 Vgl. Nr. 1 der Korrekturen, Synopse im Anhang.

155 Vgl. Nr. 43 der stilistischen Änderungen, Synopse im Anhang.

- 156 Günter Häntzschel: *Literatur und Buchkultur in den fünfziger Jahren*. In: *Die Kultur der 50er-Jahre*. Hg. von Werner Faulstich. München 2002 (Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts), S. 217-229, hier S. 227.
- 157 Vgl. Schneider, *Bestseller im Dritten Reich* (Anm. 11), S. 80.
- 158 Vgl. Schenzinger. *Berichten, was los ist* (Anm. 12), S. 32.
- 159 Vgl. Karl Aloys Schenzinger: *Bei I.G. Farben*. München 1953, ohne Seitenangabe. Dort finden sich auch die teilweise sehr hohen Auflagen für Schenzingers Romane *Metall* (Auflage: 950000 Exemplare), *Atom* (163000 Exemplare) und *Schnelldampfer* (44000 Exemplare). Dabei handelt es sich lediglich um die Exemplare für den Andermann-Verlag, die für diese Arbeit verwendete Ausgabe aus dem Bertelsmann-Lesering ist nicht erfasst. Allerdings belegt ein Artikel über Bertelsmann aus dem Spiegel (Heft 30/1957) sehr eindrücklich, wie viel Gewinn pro Exemplar sich auch noch mit einer zusätzlichen Lesering-Ausgabe *Anilins* machen ließ: Jedes Exemplar brachte dem Bertelsmann-Verlag einen Bruttogewinn von 76 Pfennig ein, wie aus der Aufschlüsselung aller Betriebskosten für dieses Auflage hervor geht. Vgl. *Bertelsmann-Konzern. Die Bestsellerfabrik*. In: *Der Spiegel* (1957), Heft 30, S. 32-41, hier S. 39.
- 160 *Schenzinger. Berichten, was los ist* (Anm. 12), S. 32f.



6. Schlussbetrachtung

Erfindungen sind nicht groß;
groß sind die Erfinder. (*Anilin* 1949)¹⁶¹

Was auch immer an Fortschritt erreicht wurde,
ist Ergebnis der Forschung. (*Bei I.G. Farben* 1953)¹⁶²

Die hier herangezogenen Auflagenzahlen haben deutlich gemacht, dass es sich bei *Anilin* von 1937 bis in die 1950er-Jahre hinein um einen der kommerziell erfolgreichsten Erzähltexte in Deutschland handelte. Die darin beschriebenen Vorgänge und Forscher müssen für die Leser also interessant, anschlussfähig oder auch diskutabel gewesen sein – Forscher übrigens, die sich mit ihrem Arbeitsethos ganz in den Dienst der Sache stellen. Es ist eine Sache, die nicht nur Forschungsvorhaben und technische Verfahrensweisen beinhaltet, sondern ihnen als Weltanschauung gilt. In beiden Auflagen *Anilins* gelingen die Forschungsprozesse dann am besten, wenn sie unter den Bedingungen einer geeinten chemischen Forschung und Industrie, in einer geeinten Nation stattfinden. Zielpunkt des Tatsachenromans ist der nationalsozialistische Staat, der der chemisch-technischen Forschung die besten Rahmenbedingungen gibt und in dem Forschung und Weltanschauung in eins gedacht werden, was besonders im Vergleich der Figuren Runge und Horn deutlich wird. Zwar sind auch Runge und Hofmann oder Duisberg, der spätere Direktor von Bayer, nicht nur Chemiker sondern Patrioten. Doch in keinem Staat würden chemische Forschung und Technik so sehr gefördert wie im Nationalsozialismus, lautet die abschließende Feststellung der ersten Romanfassung. Die „Hand des neuen deutschen Staates“ (S. 374) ist ausgestreckt über „das weite grüne Land, die Belegschaft der Hunderttausend, die Sonne darüber“ (S. 376). Land, Belegschaft und Sonne bleiben in der Neuauflage 1949 erhalten, nur den „neuen deutschen Staat“, den gibt es schon nicht mehr¹⁶³. Erhalten bleibt aber ein nationales Forscherkollektiv, das im Gegensatz zum Rest der Welt ausgezeichnet zu forschen vermag.

Abgesehen von der Anbindung der Chemieunternehmen an die I.G. Farben und einer allzu gewaltgeladenen kriegsmetaphorischen Sprache gegenüber den (späteren) alliierten Mächten des Zweiten Weltkrieges wurde für die Neuauflage

inhaltlich wenig geändert. Dieser Befund erscheint erst einmal erstaunlich, wenn man bedenkt, dass dieser Tatsachenroman eine Chemiegeschichte ist, die auf einen politischen Zweck hin geschrieben wurde: die Legitimation des Dritten Reiches als Förderer der Wissenschaft. Somit ist eine Verbindung aus Forschung und nationaler Weltanschauung geschaffen, die aufgrund der marginalen inhaltlichen Änderungen für die Neuauflage in das kollektive Gedächtnis der Bundesrepublik transformiert wird. In der neueren Forschungsliteratur wird teilweise die (rechtfertigende) Position vertreten, der Roman sei als Unterhaltungsliteratur nicht direkt politisch. Diese Beurteilung konnte mit den obigen Ausführungen widerlegt werden. Andererseits macht sie aber auch deutlich, unter welcher Perspektive Schenzinger auch in der Bundesrepublik der 1950er-Jahre erfolgreich sein konnte.

„Noch Pfingsten 1949 nannte ihn die Münchener Neue Zeitung einen ›Konjunkturschmierer‹. Oktober 50 war er allerdings auch für sie wieder – ›Auf der Suche nach dem deutschen bestseller – literarischer Spitzenreiter.‹“¹⁶⁴

Bewertungen von Literatur ändern sich. Dieses Zitat aus dem Spiegel macht zudem deutlich, dass Schenzinger auch in der BRD mit seinen Romanen in der öffentlichen Wahrnehmung vertreten war. Wo ihn in den 1930ern noch parteinahe Publikationsorgane wie die Nationalsozialistische Bibliographie lobten, sind es keine zwanzig Jahre später Zeitungen, die unter Kontrolle der alliierten Besatzungsmächte in Westdeutschland herausgegeben werden.

Unter dem Etikett der ‚durchgesehenen und ergänzten Neuauflage‘ wendet Schenzinger die Bearbeitungsbedürftigkeit des mit nationalsozialistischer Gesinnung durchzogenen Sachbuchs *Anilin* in eine fachliche Notwendigkeit, einen sachlichen Gewinn. Die Analyse der geänderten Textstellen hat jedoch gezeigt, dass die ‚Entnazifizierungsmaßnahmen‘ lediglich Korrekturen oder Streichungen von Reizwörtern, Daten und Namen betrafen. Sie können vielmehr als Opportunismus denn als Entnazifizierung oder gar Antifaschismus bewertet werden. Ideologische Argumentationsmuster aus der Zeit des Nationalsozialismus blieben somit implizit erhalten und wurden lediglich sprachlich an die bundesdeutsche Demokratie angepasst. Dadurch ist es Schenzinger auch nach dem Zweiten Weltkrieg möglich gewesen, in gewohntem Muster weitere Wissenschaftsromane zu schreiben. In ihnen hält er am einenden Kollektivgedanken fest, der grundlegend für eine erfolgreiche und überlegene Forschung ist. Nach Schenzingers Vorstellung hat der wissenschaftlich-technische Fortschritt nur dann seinen größten Nutzen, wenn er von

Forschern vorangetrieben wird, die sich mit ihrem Schaffen ganz der Forschung und nicht dem daraus resultierenden Ruhm oder finanziellen Gewinn verschreiben. Statt des politisch motivierten arischen Forscherkollektivs in *Anilin* ist das Vorbild in *Atom* (Erstauflage 1950) eine Gemeinschaft aus Atomphysikern, deren Kollektivcharakter auf gleichen Interessen, Leidenschaften und Forschungsfragen fußt¹⁶⁵. In *Bei I.G. Farben* (Erstauflage 1953) widmet sich Schenzinger noch einmal der deutschen chemischen Farbenindustrie und schildert ihre Erfolge – es sind Erfolge des Zusammenschlusses, der für die Neuauflage *Anilins* nicht mehr als Zielpunkt einer Entwicklung betrachtet werden durfte. So ist der hier aufgeführte Auszug aus dem Vorwort von *Bei I.G. Farben* (s.o.) ganz an das der Neuauflage zu *Anilin* angelehnt. Hier finden sich keinerlei Verbindungen mehr aus wissenschaftlichem Fortschritt und Staat. Vielmehr geht es beiden um den Forschungsprozess, den vorbildhaften Forscher und sein Arbeitsethos. Der Erfolg von Schenzingers neu aufgelegten Sachbüchern ist einerseits zwar eine Glättung der in ihnen formulierten Wissenschaftsgeschichte, in allererster Linie handelt es sich bei Neuauflagen und Neuerscheinungen aber um Anknüpfungen und Fortschreibungen seit dem Nationalsozialismus bewährter Denk- und Deutungsmuster, die durch das große Interesse der Bevölkerung an Schenzingers Büchern noch gerechtfertigt werden.

Was für Schenzingers Gesamtwerk gilt, das einer eingehenderen Untersuchung bedarf, war kein Einzelfall; hier ist etwa an die schon angesprochenen Schriften Anton Zischkas oder Rudolf Brunngrabers zu denken. Mit Blick auf die Sachliteratur der Bundesrepublik der 50er-Jahre kann vielmehr behauptet werden, dass die Überarbeitung und das Fortschreiben von Stoffen durchaus typisch für einen großen Kreis von Sachbuchautoren war. Doch wo Literatur und Dichtung aus der Zeit des Nationalsozialismus ebenso wie Hefromane recht gut erforscht sind, ist in Anlehnung an Häntzschels Forderung die „bisher kaum beachtete sogenannte Unterhaltungsliteratur oder gehobene Unterhaltungsliteratur“, zu der auch die populäre Sachliteratur zählt, noch in den Blick zu nehmen, um ein „Gesamtpanorama“¹⁶⁶ der Literatur der 1950er-Jahre zu erhalten.

Anmerkungen

- 161 Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 1.
162 Karl Aloys Schenzinger, *Bei I.G. Farben*. München 1953, S. 5.
163 Vgl. Schenzinger, *Anilin*. Lizenzausgabe. 1952 (Anm. 39), S. 334; 336.
164 Schenzinger, *Berichten, was los ist* (Anm. 12), S. 32.
165 Vgl. Schenzinger, *Atom*. München 1950.
166 Häntzschel, *Literatur und Buchkultur in den fünfziger Jahren* (Anm. 157), S. 227.



7. Literaturverzeichnis

Schenzinger, Karl Aloys: *Anilin* [1936]. Berlin 1937.

Schenzinger, Karl Aloys: *Anilin* [1949]. Lizenzausgabe für den Lesering des Bertelsmann Buch mit Genehmigung des Wilhelm Andermann Verlags. München 1952.

Schenzinger, Karl Aloys: *Atom*. München 1950.

Schenzinger, Karl Aloys: *Bei I.G. Farben*. München 1953.

Schenzinger, Karl Aloys: Anilin. Roman der deutschen Farbenindustrie. Berlin: „Zeitgeschichte“, Verlags- u. Vertriebs-Ges. 419 S. In: NSB 2 (1937), Heft 9, S. 11.

Schriftstellerverzeichnis. Hg. von der Reichsschrifttumskammer Berlin, Leipzig 1942.

Adam, Christian: *Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich*. Berlin 2010.

Andreas, Holger: *Friedlieb Ferdinand Runge: Wegbereiter der Teerfarbenchemie?* In: *Mitteilungen der Fachgruppe Geschichte der Chemie* (2009), Heft 20, S. 9-22.

Anft, Berthold: *Friedlieb Ferdinand Runge. Sein Leben und sein Werk*. Berlin 1937 (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 23).

Arntzen, Helmut: *Ursprung der Gegenwart. Zur Bewußtseinsgeschichte der Dreißiger Jahre in Deutschland*. Weinheim 1995.

Bertelsmann-Konzern. Die Bestsellerfabrik. In: *Der Spiegel* (1957), Heft 30, S. 32-41.

Bugge, Günther: *Vorwort zum zweiten Band*. In: *Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namenhafter Gelehrter*. Bd. 2. *Von Liebig bis Arrhenius. Mit einer Bibliographie und 78 Abbildungen auf Tafeln im Text* [1930]. Hg. von Günther Bugge. Unveränderter Nachdruck. Weinheim 1955, S. IXf.

Burchardt, Lothar: *Wissenschaft, Industrie und Kultur zur Zeit August Wilhelm Hofmanns*. In: *Die Allianz von Wissenschaft und Industrie. August Wilhelm Hofmann (1818–1892)*.

Zeit, Werk, Wirkung. Hg. von Christoph Meinel und Hartmut Scholz. Weinheim [u.a.] 1992, S. 7-26.

Graeb-Könneker, Sebastian: *Autochthone Modernität. Eine Untersuchung der vom Nationalsozialismus geförderten Literatur.* Opladen 1996.

Häntzschel, Günter: *Literatur und Buchkultur in den fünfziger Jahren.* In: *Die Kultur der 50er-Jahre.* Hg. von Werner Faulstich. München 2002 (Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts), S. 217-229.

Härtel, Christian: „Grenzen über uns“. *Populärwissenschaftliche Mobilisierung, Eskapismus und Synthesephantasien in Zukunftsromanen des ‚Dritten Reiches‘.* In: *Banalität mit Stil. Zur Widersprüchlichkeit der Literaturproduktion im Nationalsozialismus.* Hg. von Walter Delabar, Horst Denkler und Erhard Schütz. Bern 1999 (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik 1), S. 241-257.

Hayes, Peter: *Die IG Farben und die Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen im Werk Auschwitz.* In: *Konzentrationslager und deutsche Wirtschaft 1939–1945.* Hg. von Hermann Kaienburg. Opladen 1996 (Sozialwissenschaftliche Studien 34), S. 129-184.

Hügel, Hans Otto: *Unterhaltungsliteratur.* In: *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs.* Hg. von Helmut Brackert und Jörn Stückrath. 8., erweiterte und durchgesehene Aufl. Reinbek bei Hamburg 2004 (Rororo 55523, rowohlts enzyklopädie), S. 281-296.

Hürter, Johannes: *Schlageter, Albert Leo.* In: *Neue Deutsche Biographie. Dreiundzwanzigster Band. Schinzel-Schwarz.* Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2007, S. 23.

Hutter, Manfred: *Die Weltreligionen. Mit 7 Abbildungen.* 3., durchgesehene Aufl. München 2008 (Beck'sche Reihe Wissen 2365).

Keas, Michael N.: *Karl Aloys Schenzinger's Novel. Anilin: Chemistry and Chemical Technology in Nazi Literaturpolitik.* In: *AMBIX 39* (1992), Heft 3, S. 127-140.

[Art.] *Karl Aloys Schenzinger.* In: *Lexikon nationalsozialistischer Dichter. Biographien – Analysen – Bibliographien.* Hg. von Jürgen Hillesheim und Elisabeth Michael. Würzburg 1993, S. 379.

Ketelsen, Uwe K.: *Literatur im Dritten Reich.* Schernfeld 1992.

Krätz; Otto Paul: *Das blaue Wunder. Stationen auf dem Weg zur Indigo-Synthese*. In: *Kultur und Technik* 15 (1991), Heft 2, S. 36f.

Krah, Hans: *Literatur und „Modernität“. Das Beispiel Karl Aloys Schenzlinger*. In: *Modern times? German literature and arts beyond political chronologies. Kontinuitäten der Kultur 1925–1955*. Hg. von Gustav Frank [u.a.]. Bielefeld 2005, S. 45-72.

Lange, Thomas: *Literatur des technokratischen Bewußtseins. Zum Sachbuch im Dritten Reich*. In: *LiLi* (1980), Heft 40, S. 52-77.

Langenbacher, Hellmuth: *Deutsches Schrifttum 1937 – politisch gesehen*. In: *3. Beilage zur NSB* 3. 1938, S. I-XX.

Lepsius, B.: *A. W. von Hofmann*. In: *Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namenhafter Gelehrter. Bd. 2. Von Liebig bis Arrhenius. Mit einer Bibliographie und 78 Abbildungen auf Tafeln im Text* [1930]. Hg. von Günther Bugge. Unveränderter Nachdruck. Weinheim 1955, S. 136-153.

Magnus, Stephan: *Immer noch interessant*. <http://www.amazon.de/product-reviews/B0000BN9DG> [19.11.2014]

Meinel, Christoph, Hartmut Scholz (Hg.): *Die Allianz von Wissenschaft und Industrie. August Wilhelm Hofmann (1818–1892). Zeit, Werk, Wirkung*. Weinheim [u.a.] 1992.

Meinel, Christoph: *Regierender Oberchemiker*. In: *Die Allianz aus Wissenschaft und Industrie. August Wilhelm Hofmann (1818–1892). Zeit, Werk, Wirkung*. Hg. von Christoph Meinel und Hartmut Scholz. Weinheim [u.a.] 1992, S. 27-64.

[Art.] *Schenzlinger, Karl Aloys*. In: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Hg. von Ernst Klee. Frankfurt a.M. 2007, S. 519.

Schenzlinger. Berichten, was los ist. In: *Der Spiegel* (1951), Heft 21, S. 32f.

Schneider, Tobias: *Bestseller im Dritten Reich. Ermittlung und Analyse der meistverkauften Romane in Deutschland 1933–1944*. In: *VjZ* 52 (2004), Heft 1, S. 77-97.

Schoeps, Karl-Heinz Joachim: *Deutsche Literatur zwischen den Weltkriegen. Bd. 3. Literatur im Dritten Reich*. Bern 1992 (Germanistische Lehrbuchsammlung 43).

Schütz, Erhard, Jochen Vogt: *Einführung in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts. Bd. 2. Weimarer Republik, Faschismus und Exil*. Opladen 1977 (Grundkurs Literaturgeschichte), S. 251-275.

Lena Höft: K.A. Schenzlingers *Anilin*. Transformation eines NS-Sachbuchbestellers

Treder, Heidi: *Schenzinger, Karl Aloys*. www.polunbi.de/pers/schenzinger-01.html [09.01.2012].

Van Linthout, Ine: *Das Buch in der nationalsozialistischen Propagandapolitik*. Berlin 2012 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte 131).

Weil, Marianne (Hg.): *Werwolf und Biene Maja. Der deutsche Bücherschrank zwischen den Kriegen*. Berlin 1986 (Edition Mythos Berlin).

Weil, Marianne: *Anilin von Karl Aloys Schenzinger*. In: *Werwolf und Biene Maja. Der deutsche Bücherschrank zwischen den Kriegen*. Hg. von ders. Berlin 1986 (Edition Mythos Berlin), S. 227-239.

Willstätter, Richard: *Adolf von Baeyer*. In: *Das Buch der großen Chemiker. Unter Mitwirkung namenhafter Gelehrter. Bd. 2. Von Liebig bis Arrhenius. Mit einer Bibliographie und 78 Abbildungen auf Tafeln im Text* [1930] Hg. von Günther Bugge. Unveränderter Nachdruck. Weinheim 1955, S. 321-335.



8. Abkürzungsverzeichnis

AMBIX	Journal for the Society for the History of Alchemy and Chemistry
LiLi	Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik
NSB	Nationalsozialistische Bibliographie
VFZ	Vierteljahreshefte für Geschichte

9. Anhang – Synopse der geänderten Textstellen

stilistische Veränderungen

Copyright 1937

Lizenzausgabe Bertelsmann-Lesering 1952

1	„Gute Fahrt gehabt, Käpt'n?“ war die erste Frage. „Yes, Sir.“ „Gutes Wetter gehabt?“ „Yes, Sir.“ „Stürme?“ „Stürme auch.“ (S. 25)	„Gute Fahrt gehabt, Käpt'n?“ war die erste Frage. „Yes, Sir.“ „Stürme?“ „Stürme auch.“ (S. 23)
2	Die Hütten gaben ohnehin schon ein klägliches Bild. (S. 43)	Die Hütten gaben ohnedies schon ein klägliches Bild. (S. 40)
3	seitdem man den Turnlehrer Jahn (S. 60)	seit man den Turnlehrer Jahn (S. 56)
4	Der Mann aus der Zimmerstraße hatte bald völlig vergessen (S. 61)	Der Mann aus der Zimmerstraße hatte bald vergessen (S. 56)
5	[...], der mehr nach gebrannter Mehlsuppe schmeckte als nach Bohnenkaffee? (S. 64)	[...], der mehr nach gebrannter Mehlsuppe schmeckte als nach Kaffeebohnen? (S. 59)
6	„Ja, Lotte. Freut mich, [...]“ (S. 67)	„Ja, Lotte. Freue mich, [...]“ (S. 62)
7	„Ich soll? So, ich soll? Sag den Herrn, Sie könnten ... du könntest ... ich laß sie grüßen ...“ (S. 72)	„Ich soll? So, ich soll? Sag den Herrn, Sie könnten mich ... na ja ... ich laß sie grüßen ...“ (S. 67)
8	Bevor ich lehre, möchte ich mal erst etwas finden [...] (S. 74)	Bevor ich lehre, möchte ich erst mal etwas finden [...] (S. 68)
9	[...], daß das Ganze weniger ein Fortschritt als eine Spielerei der reichen Leute, wenn nicht gar eine Spekulation der Fabrikanten sei. (S. 81)	[...], daß das Ganze weniger ein Fortschritt als eine Spielerei der reichen Leute oder gar eine Spekulation der Fabrikanten sei. (S. 74)

- | | | |
|----|---|--|
| 10 | Schon zum neunhundertundsechsdreißigstenmal setzte Runge [...] (S. 110) | Schon zum neunhundertundsechsdreißigsten Male setzte Runge [...] (S. 99) |
| 11 | besah die eine Hand und dann die andere (S. 114) | besah die eine Hand und die andere (S. 103) |
| 12 | Wenn du das ´nen Plan nennst, dann hab´ ich auch einen Plan.“ (S. 115) | Wenn du das ´nen Plan nennst, dann hab´ auch ich einen Plan.“ (S. 104) |
| 13 | [...] hätte so auf seine alten Tage noch etwas gehabt von seinem Leben. (S. 127) | [...] hätte so auf seine alten Tage noch etwas gehabt vom Leben. (S. 115) |
| 14 | „Über einige Produkte der Steinkohlendestillation, von F. F. Runge“ hatte Runge den Bericht überschrieben. (S. 130) | „Über einige Produkte der Steinkohlendestillation, von F. F. Runge“ hatte er den Bericht überschrieben. (S. 117) |
| 15 | [...], sich Charlottens auch für die Zukunft nach Möglichkeit anzunehmen. (S. 132) | [...], sich Charlottes auch für die Zukunft nach Möglichkeit anzunehmen. (S. 119) |
| 16 | Jetzt zeigte sich ein Profil, das Hofmann das Blut in die Schläfen jagte. [...] Dann schlug ein Satz in Hofmanns Bewußsein, der ihn jäh aufhören ließ. (S. 136) | Jetzt zeigte sie ein Profil, das Hofmann das Blut in die Schläfen jagte. [...] Dann schlug ein Satz in Hofmanns Bewußsein, der ihn jäh aufhören ließ. (S. 136) |
| 17 | Runge führte seine Freunde in seine Wohnung hinauf. [...] Ihr Erstaunen ließ sie aber ihren Hunger vergessen, [...] (S. 144) | Runge führte die Freunde in seine Wohnung hinauf. [...] Ihr Erstaunen ließ aber ihren Hunger vergessen, [...] (S. 129) |
| 18 | „Sicher habe Sie Glück. Aber wie ich den Chef kenne, sieht er sich seine Leute lieber zehnmal als einmal an.“ (S. 153) | „Sicher haben Sie Glück. Aber der Chef sieht sich seine Leute lieber zehnmal als einmal an.“ (S. 137) |
| 19 | [...], und es gehörten meist recht derb Puffe und Stöße dazu (S. 154f.) | [...], und es gehörten fast immer recht derbe Puffe und Stöße dazu (S. 139) |
| 20 | Das sind zusammen einhundertsebenundfünfzig Personen. (S. 166) | Das sind zusammen einhundertsebenundfünfzig Menschen. (S. 149) |
| 21 | Schwebend folgte eine Kugel der anderen. (S. 171) | Schwebend folgte eine Kugel der andern. (S. 154) |

Kapitel 9

- | | | |
|----|--|--|
| 22 | „Sagen Sie, Verehrtester“ (S. 171) | „Sagen Sie, Verehrter“ (S. 154) |
| 23 | „Gut, daß Sie gerade dieses Wort zitieren. (S. 172) | „Gut, daß Sie gerade diese Worte zitieren. (S. 154) |
| 24 | „Einer stößt den anderen“ (S. 173) | „Einer stößt den andern“ (S. 156) |
| 25 | Der Anlaß war weiß Gott wert, [...] (S. 181) | Der Anlaß war es weiß Gott wert, [...] (S. 163) |
| 26 | Er fuhr sich erschrocken über die zerzausten Haare (S. 184) | Er fuhr sich erschrocken durch die zerzausten Haare (S. 166) |
| 27 | brummte etwas vor sich hin wie ‚Zumutung‘ (S. 184) | brummte so etwas vor sich hin wie ‚Zumutung‘ (S. 166) |
| 28 | „Und wie kommen Sie auf diesen Doktor Hofmann, Sir?“ (S. 189) | „Und wie kommen Sie gerade auf diesen Doktor Hofmann, Sir?“ (S. 170) |
| 29 | [...], daß ihn trotz des schlechten Wetters jemand abholen würde. (S. 192) | [...], daß ihn trotz dem schlechten Wetter jemand abholen würde. (S. 173) |
| 30 | „Du solltest heiraten, Hofmann!“ (S. 195) | „Du solltest sie endlich heiraten, Hofmann!“ (S. 175) |
| 31 | Lieber läßt man einen Deutschen in England die Kanonen gießen, mit denen wir einmal erschossen werden. (S. 196f.) | Lieber läßt man einen Deutschen im Ausland die Kanonen gießen, mit denen wir einmal erschossen werden. (S. 177) |
| 32 | [...], bis sie endlich doch auseinandergingen (S. 201) | [...], bis sie endlich auseinandergingen (S. 281) |
| 33 | Dieses Glühen wird erlöschen (S. 203) | Das Glühen wird erlöschen (S. 183) |
| 34 | „Um Gottes Willen, Sir!“ (S. 205) | „Um Gottes Willen, Sir James! (S. 184) |
| 35 | In seiner Wohnung aber standen die Stühle leer und das Bett verlassen da. [...] Es war keine Trennung wie dereinst. [...] Auch jetzt kamen diese Briefe wieder, (S. 206f.) | In seiner Wohnung aber standen die Stühle leer und das Bett verlassen. [...] Es war keine Trennung wie einst. [...] Auch jetzt kamen wieder Briefe, (S. 186) |

- | | | |
|----|---|---|
| 36 | Neuerdings verlangt auch die große Öffentlichkeit immer stürmischer (S. 207) | Neuerdings verlangt auch die große Öffentlichkeit immer dringlicher (S. 186) |
| 37 | [...], bis Sir Clarc ihr mit einem leichten Griff (S. 207)
[Ergänzung zu James Clarc noch einmal auf S. 208/188] | [...], bis Sir James Clarc ihr mit einem leichten Griff (S. 187) |
| 38 | die Stille in der Einsamkeit hob es in das hellste Licht (S. 214) | die Stille der hier erlebten Einsamkeit hob es in das hellste Licht (S. 193) |
| 39 | Heute Abend rauchen wir nach Tisch eine Pfeife zusammen!“ (S. 215) | Heute Abend nach Tisch rauchen wir miteinander eine Pfeife.“ (S. 194) |
| 40 | Da er vorläufig noch nichts anderes kannte, ging er in das bekannte Lokal, den ‚Ritter‘. (S. 218) | Da er vorläufig noch nichts anderes kannte, ging er zunächst in das bekannteste Lokal, den ‚Ritter‘. (S. 196) |
| 41 | Die Gesellschaft wurde gekrönt durch die Anwesenheit der Königin von England und ihren Hof. (S. 227) | Die Gesellschaft wurde gekrönt durch die Anwesenheit der Königin von England und ihres Hofes. (S. 204f.) |
| 42 | Ich schaffe für England eine Weltindustrie, die Deutschland so nötig brauchen könnte.“ (S. 231) | Ich schaffe für England eine Weltindustrie, die Deutschland doch so nötig bräuchte.“ (S. 208) |
| 43 | Flüssigkeit heberte und rührte das Dampfstrahlgebläse. (S. 245) | Flüssigkeiten heberte und rührte das Dampfstrahlgebläse. (S.220) |
| 44 | vor irgendeinem Haus (S. 246) | vor irgendeinem Hause (S. 221) |
| 45 | Er verehrte Hofmann; er bewunderte ihn. (S. 251) | Er verehrte Hofmann, bewunderte ihn. (S. 226) |
| 46 | Gräbe war Forscher. (S. 251) | Gräbe war Forscher. Von Natur aus. (S. 226) |
| 47 | die Kinder im rasenden Schmerz ihrer Verzweiflung (S. 254) | die Kinder im rasenden Schmerz der Verzweiflung (S. 229) |
| 48 | [...], die aus der Tiefe die Nachricht der Rettungsmannschaften brachte. (S. 255) | [...], die aus der Tiefe die Nachricht der Rettungsmannschaft brachte. (S. 229) |

Kapitel 9

- | | | |
|----|--|--|
| 49 | [...], daß er einen kleinen Währungswechsel vornahm. (S. 256) | [...], daß Conny einen kleinen Währungswechsel vornahm. (S. 256) |
| 50 | [...], ohne je einen Groschen zu bezahlen. (S. 256) | Er bezahlte nie mit einem Groschenstück. (S. 231) |
| 51 | „Sie heißen Brunck?“
„Heinrich Brunck, jawohl!“ (S. 265) | „Sie heißen Brunck?“
„Heinrich Brunck.“ (S. 238f.) |
| 52 | [...], verlangte nach Zug- und Schiffsverbindungen. (S. 266) | [...], verlangte nach Zugs- und Schiffsverbindungen. (S. 240) |
| 53 | „Wir sind einfache Leute von Urgroßvaters Zeiten. Wir sind keine ‚Hochhinaus!‘
‚Hoch hinaus‘ war jedes dritte Wort des Vaters. (S. 274) | „Wir sind einfache Leute von Urgroßvaters Zeiten. Bei uns gibt es keinen Größenwahn.‘
‚Größenwahn‘ war von da ab jedes dritte Wort des Vaters. (S. 274) |
| 54 | Etwas verdutzt nimmt ihm der Beamte die Karte ab. (S. 293) | Etwas verdutzt sieht der Beamte die Karte an. (S. 266) |
| 55 | und doch schon überall Dampf und Getöse (S. 312) | und doch schon überall Dampf und Betrieb (S. 282) |
| 56 | Wie Sie dieses Werk angelegt haben, ist einfach klotzig. (S. 312) | Wie Sie dieses Werk angelegt haben, ist einfach unerhört. (S. 282) |
| 57 | Heute muß ich feststellen (S. 313) | Heute mußte ich feststellen (S. 282) |
| 58 | Ich wünsche die Fusion nicht so sehr (S. 313) | Ich wünschte diese Fusion nicht so sehr (S. 282) |
| 59 | [...], stockte ihm das Herz (S. 315) | [...], lachte ihm das Herz (S. 284) |
| 60 | Mit leicht zur Seite gewandtem Kopf (S. 317) | Mit halb gewandtem Kopf (S. 286) |
| 61 | Es wäre ein Zeichen gewesen. (S. 320) | Es wäre ein Zeichen der Gnade gewesen. (S. 288) |
| 62 | Was ich Ihnen sagen wollte, ist etwas ganz anderes.“ (S. 325) | Was ich Ihnen sagen wollte, ist ganz was anderes.“ (S. 293) |

- | | | |
|----|---|--|
| 63 | Ich hatte bis jetzt nicht den Mut, es dir zu sagen, Herta. [...], die mich hier oben noch festgehalten hat.“ (S. 331f.) | Ich hatte bis jetzt nicht den Mumm, es dir zu sagen, Herta. [...], die mich noch hier oben festgehalten hat.“ (S. 299) |
| 64 | [...], ohne Erfolg, scheinbar umsonst. (S. 343) | [...], ohne Erfolg, scheinbar vergeblich. (S. 308) |
| 65 | Der Kolben trug als Nummer eine hohe vierstellige Zahl. (S. 344) | Der Kolben trug als Nummer eine vierstellige Zahl. (S. 309) |
| 66 | „Ich hatte vor längerer Zeit schon einmal die Ehre, Mrs. Horn“ (S. 357) | „Ich hatte vor längerer Zeit schon einmal die Ehre, Mistreß Horn“ (S. 321) |
| 67 | „Ihr Gatte hätte den morgigen Tag nicht überlebt, Mrs. Horn. (S. 358) | „Ihr Gatte hätte den morgigen Tag nicht überlebt, Mistreß Horn. (S. 321) |
| 68 | „Und – warum erzählst du mir das erst jetzt?“ (S. 361) | „Und – warum läßt du dich erst danach fragen?“ (S. 324) |
| 69 | Horn fuhr ihr über die Backe. „Sie vermissen mich sehr dort unten.“ (S. 361) | Horn fuhr ihr über die Backe. „Sie vermissen mich sehr dort unten. Ich soll wieder hin.“ (S. 324) |
| 70 | [...], gab es für Horn kein Überlegen. „Wann wirst du fahren?“ fragte Herta. (S. 363) | [...], gab es für Horn kein Halten mehr. „Wann willst du hinunter?“ fragte Herta. (S. 325) |
| 71 | In jagender Hast warf er sich die Kleider über. (S. 369) | In jagender Hast fuhr er in die Kleider. (S. 330) |

Korrekturen

Copyright 1937

Lizenzausgabe Bertelsmann-Lesering 1952

1	<i>Der Weltkrieg vernichtete</i> [...] (S. 46)	<i>Der erste Weltkrieg vernichtete</i> [...] (S. 42)
2	Ein Reflektor warf eine auf Meßplatte an der Wand [...] (S. 75)	Ein Reflektor warf eine auf Meßplatte an der Wand [...] (S. 69)
3	Jeder dieser Arme trug einen kleinen Messingarm, [...] (S. 80)	Jeder dieser Arme trug einen kleinen Messinghahn, [...] (S.74)
4	Mr. Mansfield hatte auch an diesem Tage noch nicht verkauft. Wenn die nächsten Tage nur ein Plus von einem Penny brachten, 12 Pennys machten einen Schilling aus, 20 Schilling machten ein Pfund. (S. 130)	Mr. Mansfield hatte auch an diesem Tage nicht viel verkauft. Wenn die nächsten Tage nur ein Plus von einem Penny brachten, 12 Pence machten einen Schilling aus, 20 Schilling machten ein Pfund. (S. 117)
5	Das Heft knisterte in seiner Faust. (S. 137)	Das Heft knitterte in seiner Faust. (S. 123)
6	Hoffmann sprühte, funkelte. (S. 146) [Wechsel in der Schreibung noch einmal auf S. 147/132]	Hofmann sprühte, funkelte. (S. 131)
7	„Benzindam“. (S. 158)	„Benzidam“. (S. 142)
8	Quecksilberoxyd; Kyanwasserstoffsäure (S. 162)	Quecksilberoxydul; Cyanwasserstoffsäure (S. 145)
9	Newyork (S. 226 und 227)	New York (S. 203 und 204)
10	Platinglühlampen (S. 227)	Platingglühlampen (S. 205)
11	Aus welchem Material mußten diese Geräte hergestellt werden (S. 244)	Aus welchem Material mußten diese Gefäße hergestellt werden (S. 219)
12	$\text{CH}_4 + \text{O}_4 = \text{CO}_2 + 2\text{H}_2\text{O}$ (S. 253)	$\text{CH}_4 + 2\text{O}_4 = \text{CO}_2 + 2\text{H}_2\text{O}$ (S. 253)
13	die Jungen hatten ihre Laute und ihre Tänze (S. 253)	die Jungen hatten ihre Lauten und ihre Tänze (S. 253)

- | | | |
|----|---|--|
| 14 | [...], stockte ihnen der Atem vor der Wucht dieses Anblicks. (S. 360) | [...], stockte ihnen der Atem vor der Wucht dieses Ausblicks. (S. 323) |
| 15 | Rabar Garib kündigte Horn das Bungalow. (S. 364) | Admi Garib kündigte Horn das Bungalow. (S. 326) |

Inhaltliche Änderungen

Copyright 1937

Lizenzausgabe Bertelsmann-Lesering 1952

- | | | |
|---|---|---|
| 1 | <p><i>(Vorwort) „Es ist ein Zeichen der Lebenskraft eines rassisch gesunden und unverbrauchten Volkes, wenn immer wieder aus seinen unbekanntem Söhnen die tüchtigsten aufsteigen und Leistungen vollbringen, die über die Grenzen des eigenen Landes hinaus die Anerkennung der ganzen Welt auf sich lenken.“</i>
(Reichsminister Dr. Frick am 26. Mai 1935, dem 25. Todestage Robert Kochs.)</p> | <p>(Vorwort) ERFINDUNGEN SIND NICHT GROSS; GROSS SIND DIE ERFINDER.</p> |
| 2 | <p><i>Mit der Picke, mit dem Stablbobrer, mit Sprengpatronen nagen sich diese Männer in das schwarze Gebirge. In jeder Nische lauert das schlagende Wetter. Seit mehr als hundert Jahren arbeiten ohne Unterbrechung deutsche Männer unter Tag. Heute sind es an die dreihunderttausend.</i> (S. 59)</p> | <p><i>Mit der Picke, mit dem Stablbobrer, mit Sprengpatronen nagen sich diese Männer in das schwarze Gebirge. In jeder Nische lauert das schlagende Wetter.</i>
[Absatz gestrichen, S. 55]</p> |
| 3 | <p>ein Gefühl des Muts und der Angriffsfreude (S. 61)</p> | <p>Ein Gefühl des Muts und der Unternehmungslust (S. 57)</p> |
| 4 | <p>„Eine Londoner Firma, jawohl.“
„Das sagen Sie so, als ob es gar nichts wäre? Das Leuchtgas ist da! Mann Gottes! Und Sie laufen in die Gitschiner Straße und stecken das Gelände ab. Für die Engländer! Hier in unserem eigenen Lande! Gibt Ihnen das nicht zu denken? Wissen Sie denn nicht, daß das schlimmer ist, als wenn die Engländer hunderttausend Mann bei uns gelandet hätten? Wissen Sie nicht, daß Sie mit Ihren Spa-</p> | <p>„Eine Londoner Firma, jawohl.“
„Das sagen Sie so, als ob es gar nichts wäre? Das Leuchtgas ist da! Mann Gottes! Und Sie laufen in die Gitschiner Straße und stecken das Gelände ab. Für die Engländer! Hier in unserem eigenen Lande! So so – so so –“
Der Mann aus der Zimmerstraße hieb sein Rohrstockchen in die Luft, daß es nur so pfiß, und ging weiter. –
Also wieder einmal für die andern, so so, immer für die andern. Wir buddeln für die</p> |

Lena Höft: K.A. Schenzingers *Anilin*. Transformation eines NS-Sachbuchbestellers

ten hier anfangen, unser Fundament zu untergraben, daß die Ausländer mitten dabei sind, Deutschland mit ihrem Gehirnschmalz zu erobern, nachdem sie es mir ihren Kanonen nicht haben erobern können? Der Franzose möchte uns vollends die Sprache nehmen, die Art und das Denken. Der Engländer fängt jetzt an, uns auf dem Gebiet der Technik zu erdrosseln. In Hannover haben die Londoner Herrn schon im vergangenen Jahr die Gasanlage gebaut. Bald werden sie in allen deutschen Städten sitzen. Von uns aber werden sie sagen, wir seien zu dumm, unser eigenes Haus zu bauen. Wir können schön Trompete blasen. Wir hauen der ganzen Welt die Hucke voll, wenn es darauf ankommt! Aber hier lassen wir uns in aller Seelenruhe das Fell über die Ohren ziehen. Wir sind schon Idioten, Herr! Idioten sind wir, ganz große Idioten. Herrgott! Ich könnte alles in Fetzen hauen!“

Der Mann aus der Zimmerstraße hieb sein Rohrstöckchen durch die Luft, daß es nur so pffiff, und ging weiter. (S. 62f.)

ändern, wir spielen für sie Soldat, wir finden auch mal was, bloß nicht für uns. Und was ist der Dank? Man hält uns für – für leicht benommen. Der Franzose möchte am liebsten, daß wir vollends französisch parlieren. Und der Engländer? Na ja – er baut uns erst mal die Gasanstalt. In Hannover hat er sie schon im vorigen Jahr gebaut. Dann wird man weiter sehen. Wir können unser eigenes Haus nicht selber bauen? Wer sagt das? wie? (sic!) Wegen der Gasanstalt vielleicht? Sieht beinah so aus. Allerdings. Halt leicht benommen, leicht benommen. – (S. 58)

5 „Die Bauern sind doch alle am Ende. Die Franzosen haben sie zu lange ausgesaugt. Jetzt kommen die Mädchen zu Hunderten in die Stadt.“ (S. 66)

„Die Bauern sind doch alle am Ende. Sie erholen sich nicht von diesem ewigen ‚c’est la guerre‘. Noch immer nicht. Jetzt kommen die Mädchen zu Hunderten in die Stadt.“ (S. 61)

6 „Wir sind keine Soldaten, Chamisso. Du bist ein Poet und ich bin ein Chemiker. Unsere Soldaten haben die Franzosen aus dem Lande gejagt. Wir haben die Aufgabe, den fremden Geist zum Teufel zu jagen. Da ist auch ein Schlachtfeld, und auch da ist ein Mut am Platze. Ich habe auf diesem Feld nur eben einen Schuß abgefeuert, und mir scheint, daß er getroffen hat.“ (S. 70)

„Wir sind keine Soldaten, Chamisso. Du bist ein Poet und ich bin ein Chemiker. Soldaten kämpfen gegen die fremde Gewalt, wir wehren uns gegen den fremden Geist. Auch da ist ein Mut am Platze.“ (S. 65)

- | | | |
|----|---|--|
| 7 | „Könntest du uns mal ein anständiges Lied machen! Ein deutsches Lied, das man mit gutem Gewissen singen kann.“ (S. 72) | „Könntest du uns mal ein anständiges Lied machen, ein Lied für uns alle.“ (S. 66) |
| 8 | „Trinke ruhig“, sagte Poggendorf. „Besser wir trinken das Zeug als die Franzosen.“ (S. 75) | „Trinke ruhig“, sagte Poggendorf. „Man soll sich an das Gute bei den Menschen halten, auch bei den Franzosen.“ (S. 69) |
| 9 | Als er durch Potsdam kam, sah er sich des öfteren um, ob nicht wieder einmal eine Schwadron Husaren durchgesprengt käme. Er hätte im Augenblick ihr Trompetengeschmetter recht gut gebrauchen können. (S. 86) | [Absatz gestrichen] |
| 10 | Friedlieb Ferdinand Runge stand im vierzigsten Lebensjahr, als er sich an die Arbeit machte, deren Ergebnis heute die I.G. Farben sind. (S. 96) | Friedlieb Ferdinand Runge stand im vierzigsten Lebensjahr, als er sich an die Arbeit machte, deren Ergebnis heute eine Weltindustrie ist (S. 87) |
| 11 | Man muß es machen wie jene Herren von den preußischen Regimentern, die bei Koblenz mit so gewichtigen Schritten daherkamen. Die schossen Bresche in die Stellung des Feindes, wenn der Feind sich nicht ergeben wollte.
Schwer sank sein Kopf auf die Platte des Küchentisches. Er sah sich als Offizier an der Spitze einer Reiterpatrouille. Sie ritten weit voraus als Kundschafter in ein neues, fremdes Land. (S. 98) | Man mußte es machen wie die Nager. Die nahmen die Nuß zwischen die Zähne und feilten so lange an der steinharten Schale, bis sie den Kern auf der Zunge hatten.
[Absatz gestrichen] (S. 89) |
| 12 | „[...] oder ein Offizier von seinen künftigen Siegen.“ (S. 112) | „[...] oder ein Fechter von seinen künftigen Siegen.“ (S. 102) |
| 13 | „Ich möchte endlich einmal etwas auf die Beine stellen, das Hand und Fuß hat.“ (S. 115) | „Ich brauche Ergebnisse, Ich will Neuland sehen.“ (S. 104) |
| 14 | „So kannst du aber unmöglich zu der Hofrätin gehen heute Abend. Sie wird dich auf den Balkon setzen. Ich rate dir, unbedingt einen Coiffeur aufzusuchen.“ | „So kannst du aber unmöglich zu der Hofrätin gehen heute Abend. Sie wird dich auf den Balkon setzen. Ich rate dir, laß dir den Kopf waschen, noch v o r heute Abend.“ (S. 105) |

„Sag schon Barbier“, verbesserte Runge.
 „Ein Barbier ist kein Coiffeur.“
 Runge legte den Löffel etwas hart auf den
 Teller. „Man kann dir nur zugute halten,
 daß du ein Elsässer bist, Chamisso. Als
 Elsässer bist du natürlich mehr bei den
 Franzosen als bei uns.“
 „Halt!“ sagte Chamisso jetzt ernst, „kei-
 nen Unsinn reden. So etwas ist man mit
 dem Herzen und nicht mit dem Schnabel.
 Und jetzt geh zu deinem Barbier. Ich
 bringe dich hin.“ (S. 116)

- | | | |
|----|--|---|
| 15 | [...], um den Chemiker der Welt, den Professor Justus Liebig, zu hören. (S. 122) | [...], um den Chemiker der Zeit, den Professor Justus Liebig, zu hören. (S. 110) |
| 16 | Da wir in ganz England kein anständiges Labor haben, bin ich nach Gießen gezogen. (S. 126) | Da wir bei uns zu Hause noch kein Labor haben wie dieses hier, bin ich nach Gießen gezogen. (S. 113) |
| 17 | <i>Fast um dieselbe Zeit mischte ein Freiburger Mönch dieselben Stoffe und legte damit den Grund zum Maschinengewehr, zur Fliegerbombe, zu dem Ferngeschütz, das 1918 aus hundert Kilometer Entfernung Paris beschöß.</i> (S. 156f.) | <i>Fast um dieselbe Zeit mischte ein Freiburger Mönch dieselben Stoffe und legte damit den Grund zum Schießpulver.</i> (S. 140) |
| 18 | <i>Am Anfang ist der Stickstoff.</i> (S. 168) | <i>Kein Leben ohne Stickstoff.</i> (S. 151) |
| 19 | Bis dahin hatte England keine Chemie, wenigstens keine eigene. (S. 193) | Bis dahin hatte England keine Chemie, wenigstens keine nennenswerte. (S. 174) |
| 20 | Für sie brachte er das College of Chemistry in Schwung. (S. 194) | [gestrichen] |
| 21 | Lieber läßt man einen Deutschen in England die Kanonen gießen, mit denen wir einmal erschossen werden. (S. 196f.) | Lieber läßt man einen Deutschen im Ausland die Kanonen gießen, mit denen wir einmal erschossen werden. (S. 177) |
| 22 | Man wird Ihnen bei uns nicht bieten können, was Ihnen die Engländer bieten.“ (S. 231) | Man wird Ihnen bei uns nicht bieten können, was Ihnen England bietet.“ (S. 208) |
| 23 | Ihm zur Seite stand der Spezialarbeiter. Dieser Arbeiter brachte aus der Volksschule den geweckten Verstand, aus dem | Ihm zur Seite stand der Spezialarbeiter. Aber auch der Spezialarbeiter fiel nicht fertig vom Himmel. (S. 220) |

Heeresdienst die Disziplin mit zur Arbeit. Die Fabrikbetriebe verlangten nach militärischer Ordnung und erhielten sie. (S. 244)

- 24 Sein Chef war unentwegt vom Harnstoff ausgegangen. [...] Jetzt stand er mit seinen fünfundzwanzig Jahren erneut vor der ungeheuren Vision seiner ersten Jugend. (S. 251)
- Professor Baeyer war unentwegt vom Harnstoff ausgegangen. [...] Jetzt stand er mit seinen fünfundzwanzig Jahren als dessen Assistent erneut vor der ungeheuren Vision seiner ersten Jugend. (S. 226)
- 25 Gräbe roch es jetzt doch selbst fast täglich, wo er gleichfalls dabei war, die Geheimnisse des Isatins zu enträtseln. Zwei Sauerstoffatome, wie gesagt, hatte er dem Isatin entzogen. Doch wohin, wenn es ihm gelingen sollte, das dritte aus dieser Bindung zu reißen? Eine Formel wuchs vor seinen Augen. Eine Substanz fügte sich da zusammen, in Gedanken nur. Ein Benzolring, eine zweigliedrige Kohlenstoffkette, ein Stickstoffatom, das dieser Angeklagte mit seinem Zyankali hatte einführen wollen. Die Muttersubstanz vielleicht konnte das werden ... für den Indigo ... vielleicht ... ‚Indol‘ wäre dann ein passender Name. Doch das war ja alles heller Unsinn. Heller, blühender Gallimathias! Ohne das Urteil abzuwarten, stürzte Gräbe davon. Er tobte innerlich, er war aufgewühlt. Er zwang sich zur Ruhe. Er setzte sich an einen Tisch und rechnete. Dabei kam ihm ein Gedanke. Man verwendete neuerdings aus Zinkstaub, um gewissen Substanzen den Sauerstoff zu entziehen. Er wollte versuchen, mit diesem Zinkstaub an das dritte Sauerstoffatom des Isatins heranzugehen. Er begann sofort. Ein Versuch folgte dem andern. Der Erfolg blieb aus. Gräbe gab nicht nach. Er begann von neuem.
- Gräbe roch es jetzt doch selbst fast täglich, wo er gleichfalls dabei war, die Geheimnisse des Isatins zu enträtseln. Zwei Sauerstoffatome, wie gesagt, hatte er dem Isatin entzogen. Doch wie sollte er auch das dritte aus dieser Bindung reißen? Eine Formel wuchs vor seinen Augen. Eine Substanz fügte sich da zusammen, in Gedanken nur. Ein Benzolring, eine Kohlenstoffkette, ein Stickstoffatom, das dieser Angeklagte mit seinem Zyankali hatte einführen wollen. Die Muttersubstanz vielleicht konnte das werden ... für den Indigo ... vielleicht Doch das war ja alles heller Unsinn. Heller, blühender Gallimathias!
Das dritte Sauerstoffatom!
So hieß die Aufgabe, und nicht anders.
Er zwang sich zur Ruhe.
Er setzte sich an den Tisch und rechnete.
Dann begann er mit den Versuchen. Ein Versuch folgte dem andern.
Der Erfolg blieb aus.
Gräbe gab nicht nach.
Er begann von neuem.
Mitten in der Arbeit kam Professor Baeyer an seinen Tisch.
Eine Weile sah er dem Assistenten zu, hob die Reagenzgläser gegen das Licht, schwenkte prüfend die Erlmaierkolben, rührte in den Bechergläsern. „So kommen wir nicht weiter, Gräbe. Versuchen wir’s mal mit was anderem. Mit Alizarin. Sehen Sie zu, daß Sie erst mal Oxindol bekommen. Destillieren Sie

Mitten in der Arbeit, die eigentlich nicht die seine, sondern nur eine auftragene Arbeit war, kam ihm sein eigener Stoff in Erinnerung.

Alizarin!

Was wäre, wenn er einmal dieses Alizarin über den glühenden Zinkstaub jagte! [...] (S. 262f.)

über glühendem Zinkstaub. Oder haben Sie in dieser Richtung schon etwas versucht?

„Nein. Aber wollen Sie diese Versuche nicht lieber selbst durchführen, Herr Professor? Die Idee stammt von Ihnen. Ich glaube fast – ich glaube sogar bestimmt, daß hier der rechte Weg ist, und wenn wir endlich mal etwas vom künstlichen Indigo zu sehen bekommen, sollen Sie auch der erste sein, der ihn zu sehen bekommt.“

Baeyer lachte und wandte sich zum Gehen.

„Reden Sie keinen Unfug, Gräbe, und tun Sie, was ich sage!“

[...]

Trotzdem!

Er war im Kreis gegangen.

Krapp war kein Indigo. (S. 236f.)

26 Die Leitung einer chemischen Fabrik glich in der Folge mehr einem Generalstab als einer wissenschaftlichen oder kaufmännischen Einrichtung. Die Fabriken rüsteten, sie bauten und wuchsen mit erstaunlicher Eile. Aus ihren Gebäuden und Belegschaften wurden Burgen und Heerlager. Sie zogen sich einen Stab der tüchtigsten Chemiker heran, und diese Heerführer kamen von August Wilhelm Hofmanns großer Akademie oder aus Kekulé's Gelehrtenstube.

Es gab die ersten Gefechte.

Die deutschen Fabriken kämpften unter sich, sie kämpften geschlossen gegen die Betriebe anderer Länder. (S. 264)

[Absatz gestrichen]

Die deutschen Fabriken kämpften unter sich. Gegen die Betriebe des Auslands kämpften sie geschlossen. (S. 238)

27 Das erreichte Patent aber öffnete und sicherte der deutschen Erfindung den englischen Markt zunächst für vierzehn Jahre.

Die erste Schlacht war von der deutschen Farbenindustrie gewonnen. (S. 267)

Das erreichte Patent aber öffnete und sicherte der deutschen Erfindung den englischen Markt zunächst für vierzehn Jahre.

[Satz gestrichen] (S. 240)

- 28 Absatz zu Professor Baeyer und Gräbe eingefügt (S. 240-242): Arbeit im Labor, Gräbe stellt künstlichen Indigo her
- 29 [...] ,als er diesem Fußmarsch eine Zeitlang zugesehen hatte. (S. 267) [...] ,als er eine Zeitlang zugesehen hatte. (S. 242)
- 30 Alles nur ein Anfang, sage ich Ihnen, ein Vorpostengeplänkel. Ein Gefecht bei Weißenburg, wenn Sie so wollen. Das Sedan soll erst noch kommen, und dieses Sedan soll Indigo heißen.“ (S. 268) Alles nur ein Anfang, sage ich Ihnen. Ein Vorpostengeplänkel. (S. 243)
[Sätze gestrichen]
- 31 Sie sitzen im chemischen Institut der Universität München.“
„Und diese Herren, meinen sie, werden uns den Indigo ...“
„Ich sage Ihnen schon einmal, daß ich nicht meine. Einem meiner Leute ist es gelungen, in München eine Assistentenstelle zu erhalten. (S. 269) Sie sitzen im chemischen Institut der Universität München. Ihr Chef ist ein Professor Baeyer.“
„Ach – der bekannte Bayer aus Elberfeld?“
„Nein, meiner schreibt sich mit ‚aeÿ‘ und ist aus Berlin. Alles Üble kommt neuerdings aus Berlin.“
„Und diese Herren, meinen sie, werden uns den Indigo ...?“
„Ich sage Ihnen schon einmal, daß ich nicht meine. Einem meiner Leute ist es gelungen, bei Professor Baeyer in München eine Assistentenstelle zu erhalten. (S. 243f.)
- 32 Dies war der erste künstliche Indigo. Die eigentliche Synthese aber fand man erst acht Jahre später, als es im Juni 1878 dem chemischen Institut der Universität München gelang, aus der Phenyl-Essigsäure auch das Isatin künstlich herzustellen. (S. 278) Dies war der erste künstliche Indigo, bis dann Gräbe seinen Niederschlag im Reagenzglas bekam.
Die eigentliche Synthese aber fand man erst acht Jahre später, als es im Juni 1878 Professor Baeyer gelang, aus der Phenyl-Essigsäure auch das Isatin künstlich herzustellen. (S. 252)
- 33 An diesem Tag ging Doktor Tiemann seiner eigenen Laune nach (S. 278) An diesem Tag ging Professor Baeyer seiner eigenen Laune nach (S. 252)
- 34 Tiemann ging in den großen Hörsaal hinüber. [...] In dem Hörsaal hatte man alles gelassen, wie es von jeher gewesen war. [...] Diese ganzen Jahre hatte er der Professor Baeyer ging in den großen Hörsaal hinüber. [...] In dem Hörsaal hatte er alles gelassen, wie es von jeher gewesen war. [...] Diese ganzen Jahre hatte Liebig der Chemie des

Chemie des Ackerbodens gewidmet. [...] Dort stand noch das alte Pult, von dem aus zu lesen er jetzt selbst manchmal die Ehre hatte.

[...]

Tiemann war so in Gedanken versunken, [...]

„Draußen ist ein Herr, Herr Doktor, ein Soldat.“

[...]

„Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß der Chef verreist ist?“

„[...] Außerdem habe er noch etwas auf dem Herzen, das er ebensogut dem Herrn Assistenten sagen könne.“

„Wie kommt ein Soldat zu einem Brief von Haeckel?“

„Das habe ich mich auch gefragt, Herr Doktor.“

„Sie meinen, ich könnte mir den Herrn einmal ansehen?“

„Der Herr Geheimrat würde Ihnen bestimmt ...“

[...]

Entschlossen trat der Besucher auf Doktor Tiemann zu.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, [...]“

„Sie bringen dem Chef einen Brief von Professor Haeckel, wie ich höre.“

„Keinen Brief, Herr Doktor. Es ist nur eine kleine Empfehlung, die mir Professor Haeckel mitgegeben hat.“

Tiemann besah sich die Karte, die ihm Duisberg überreichte.

[...]

„Man ist unterwegs, Herr Kollege. [...]“

„Nehmen Sie Platz, Herr Duisberg. Ich glaube, ich kann Ihnen das, was Sie hier lernen können, in einer Minute sagen.“

[...] Doktor Gräbe war vor mir Assistent beim Chef und hat hier das künstliche Alizarin erfunden. [...] Dort hat er bestimmt nicht viel mehr im Monat als ich hier habe.“

Die beiden jungen Männer saßen zwei

Ackerbodens gewidmet. [...] Dort stand noch das alte Pult, von dem aus zu lesen er jetzt selbst die Ehre hatte.

[...]

Professor Baeyer war so in Gedanken versunken, [...]

„Draußen ist ein Herr, Herr Geheimrat, ein Soldat.“

[...]

„Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß ich verreist bin?“

„[...] Außerdem habe er noch etwas auf dem Herzen.“

„Wie kommt ein Soldat zu einem Brief von Haeckel?“

„Das habe ich mich auch gefragt.“

„Sie meinen, ich könnte mir den Herrn einmal ansehen?“

„Ich, Herr Geheimrat, würde ihn ...“

[...]

Entschlossen trat der Besucher auf Professor Baeyer zu.

„Verzeihen Sie, Herr Geheimrat, [...]“

„Sie bringen mir einen Brief von Professor Haeckel, wie ich höre.“

„Keinen Brief, Herr Geheimrat. Es ist nur eine kleine Empfehlung, die mir Professor Haeckel mitgegeben hat.“

Professor Baeyer besah sich die Karte, die ihm Duisberg überreichte.

[...]

„Man ist unterwegs, Herr Geheimrat. [...]“

„Nehmen Sie Platz, Herr Duisberg. Ich glaube, ich kann Ihnen das, was Sie bei mir lernen können, in einer Minute sagen. [...]“

Doktor Gräbe war bei mir Assistent und hat das künstliche Alizarin erfunden. [...] Dort hat er bestimmt nicht viel mehr im Monat, als er hier gehabt hat.“

Die beiden Männer saßen zwei Stunden. [...]

- Stunden. [...]
 „Hören Sie auf“, sagte Doktor Tiemann endlich und erhob sich schwer. (S. 279-282)
- 35 Über dreißig Jahre dauerte jetzt schon der ‚Marsch auf den Indigo‘. Brunck saß wie ein Feldherr im abgesperrten Hauptquartier. Hier hatte er während der ganzen Jahre alles zusammengetragen, [...] (S. 298)
- 36 Endlich packte er Knietsch am Arm. „Mann Gottes! Das ist der künstliche Indigo!“ (S. 302)
- 37 Im Jahre 1897 war das Rüstzeug fertiggestellt. Der Aufmarsch begann. [...] Die Entscheidungsschlacht brach los. (S. 302)
- 38 1911 war die britische Ausfuhr (S. 303)
- 39 Es überfiel dann das Dorf (S. 307)
- 40 Damals zeigte man dort genau soviel Verständnis für solch ein Orchester wie heute die Höchster. Damals hätte es allerdings noch nicht viel zu fusionieren gegeben. Heute würde eine Fusion den unsinnigen Wettbewerb ausschalten, der uns eine gehörige Kraft kostet. (S. 311)
- 41 Als ob es nichts auf der Welt gäbe als Zahlen. Ich finde es gerade gut, daß wir hier so ohne jede Zahl sitzen. [...] Man hätte dann Zeit gehabt, über die bestehende Zersplitterung in unserer chemischen Industrie zu reden (S. 311)
- 42 Ich finde Ihre Idee, es zunächst mit einer losen Interessengemeinschaft unserer beiden Firmen zu versuchen, ausgezeichnet.
- „Hören Sie auf“, sagte Professor Baeyer endlich und erhob sich schwer. (S. 252-255)
- Über dreißig Jahre dauerte jetzt schon der ‚Kurs Richtung Indigo‘. Brunck saß wie ein Kapitän mit schlaffen Segeln. Während der ganzen Jahre hatte er alles zusammengetragen, [...] (S. 270)
- Endlich packte er Knietsch am Arm. „Mann Gottes! Das ist der künstliche Indigo!“ „Mag schon sein,“ lachte Knietsch. (S. 273)
- Im Jahre 1897 war es so weit. Der Start begann. [...] Das Rennen ging los. (S. 273)
- 1911 war die britisch-indische Ausfuhr (S. 274)
- Es überfiel das Dorf (S. 277)
- Damals zeigte man dort genau soviel Verständnis für solch ein Orchester wie heute in Höchst. Damals hätte es allerdings noch nicht viel zu fusionieren gegeben. Heute würde eine Fusion den übertriebenen Wettbewerb ausschalten, der uns überflüssige Kraft kostet. (S. 280)
- Als ob es nichts auf der Welt gäbe als Geld. Ich finde es gerade gut, daß wir hier einmal ohne Kostenanschläge und Reingewinn sitzen. [...] Man hätte dann Zeit gehabt, über die bestehende Zersplitterung unserer chemischen Industrie zu reden (S. 281)
- Ich finde Ihre Idee, es zunächst mit einer losen Gemeinschaft unserer beiden Firmen zu versuchen, ausgezeichnet. [Satz gestrichelt]

- net. Das wäre dann fürs erste die kleine I.G. sozusagen. (S. 312)
- 43 Für einen Augenblick vergaß er die Trauer und die Erbitterung, die er von der Straße heraufgebracht hatte. Alle Zeitungen zeigten breite Schlagzeilen. Schlageter war heute früh erschossen worden. Dabei sollte ein Mensch ruhig sitzen und arbeiten, Präparate färben, Vögel infizieren, Temperaturen messen, Ausstriche machen. Horn war als Truppenarzt mit seinem Stuttgarter Infanterieregiment vier Jahre im Felde gewesen, war 19 mit durch das Baltikum gezogen, hatte mitgeholfen, Riga vom roten Janhgel zu säubern. Dort oben hatte er auch die Malaria kennengelernt und war schließlich nach Auflösung seines Freikorps am Institut für Tropenkrankheiten in Hamburg gelandet. Dann hatte ihn das Hamburger Institut hierher nach Elberfeld an das pharmazeutische Versuchslaboratorium der Bayer-Werke geschickt (S. 315)
- 44 [...], war es hier zu einer richtigen Waffenbrüderschaft zwischen den Chemikern und den Ärzten gekommen. (S. 316)
- 45 Ruhreinbruch, Entwertung des Geldes, Verwahrlosung, Verhetzung, Verwirrung, wohin man immer sah. An diesem Morgen aber versagte diese Kraft. Horn sah nur immer einen jungen Menschen. Zwölf fremde Gewehre waren auf ihn gerichtet. Um ihn her standen Millionen Kameraden, und nicht einer konnte ihm helfen. Mit diesem Bild vor Augen hatte er die Tür zu seinem Arbeitszimmer geöffnet, und das Bild war für einen Augenblick verblaßt vor dem Schein der Maisonne, der in diesen hundert Farben funkelte.
- chen] (S. 281 f.)
- Für einen Augenblick vergaß er den Rummel auf der Straße, den wieder irgendein Streik ausgelöst hatte. Dieser ewige Klamauk! Dabei sollte ein Mensch ruhig sitzen und arbeiten, Präparate färben, Vögel infizieren, Temperaturen messen, Ausstriche machen. Horn war als Truppenarzt vier Jahre im Felde und mit seinem Regiment lange Zeit im Osten gewesen. Dort hatte er auch die Malaria kennengelernt, und die Bekämpfung dieser Geißel der Menschheit war ihm Lebenszweck geworden. So war er nach dem Kriege am Institut für Tropenkrankheiten in Hamburg gelandet. Das Hamburger Institut hatte ihn hierher nach Elberfeld an das pharmazeutische Versuchslaboratorium der Bayer-Werke geschickt (S. 284f.)
- [...], was es hier zu einer richtigen Arbeitsgemeinschaft zwischen den Chemikern und den Ärzten gekommen. (S. 285)
- Entwertung des Geldes, Verwahrlosung, Verhetzung, Verwirrung.
- An diesem Morgen aber versagte diese Kraft. Horn öffnete nach alter Gewohnheit zunächst den Brutschrank, um nach den Kulturen zu sehen. [...] Die Not der Zeit stand plötzlich mit ihr vollen Wucht vor Horn und lähmte ihn. (S. 285)

Horn war nicht imstande, etwas zu tun. Es erschien ihm heute alles sinnlos und ohne Bedeutung. Nach alter Gewohnheit öffnete er zunächst den Brutschrank, um nach den Kulturen zu sehen. (S. 316)

46 „Wozu machen wir uns all die Arbeit mit Synthesen und Experimenten? Für wen? Mögen sich doch die Herrschaften mit ihnen befassen, die dort noch etwas zu suchen haben. Ich denke, es ist uns von aller Welt bis zum Kotzen klargemacht worden, daß wir in den Kolonien nichts mehr zu suchen haben.“ (S. 317)

47 Nachdenklich sah Duisberg auf Horn. „Es würde mich interessieren, Doktor Horn, wie Sie zu dieser Meinung gekommen sind.“
 „Als ob es eine rein theoretische Meinung wäre“, brauste Horn auf. „Als ob es keine Tatsachen gäbe. Während wir hier sitzen, durchstöbern die Agenten der Entente die letzten Winkel in Leverkusen, Ludwigshafen, in Höchst. In Waschkörben schleppen sie die Fabrikationsgeheimnisse nach Hause. Frankreich anerkennt die deutschen Patente nicht mehr, die Amerikaner nicht, am wenigsten die Sowjets. Ein wahres Freibeutertum greift um sich auf geistigem Gebiet. Und wir sitzen hier und experimentieren in aller Seelenruhe weiter. Für wen? habe ich schon mal gefragt. In diesem Hause wurde vor zwei Jahren das ‚Germanin‘ erfunden. Sie haben auf eigene Kosten eine Expedition nach Afrika geschickt, um die Wirkung an Schlafkranken an Ort und Stelle auszuprobieren. Die Wirkung erweist sich als grandios. Inzwischen macht sich der Franzose eine Analyse und knobelt sich mit Mühe und Not ein synthetisches Verfahren aus. Jetzt behandelt er mit dem Ersatzmittel seine Senegalner, um sie in noch größerer Zahl in

„Wozu machen wir uns all die Arbeit mit Synthesen und Experimenten? Für wen? Was gehen uns überhaupt noch die Tropenkrankheiten an? Mögen sich doch die Herrschaften mit ihnen befassen, die dort noch etwas zu suchen haben. Ich denke, es ist uns von aller Welt zur Genüge klargemacht worden, daß wir in den Kolonien nichts mehr zu suchen haben.“ (S. 286)

Nachdenklich sah Duisberg auf Horn. „Sie haben mich neugierig gemacht, Doktor Horn. Wie kommt ein junger Mensch zu dieser Meinung?“
 „Als ob es eine rein theoretische Meinung wäre“, brauste Horn auf. „Als ob es keine Tatsachen gäbe. Während wir hier sitzen, durchstöbern ausländische Agenten unsere Akten. In Körben schleppen sie die Fabrikationsgeheimnisse nach Hause. Und wir sitzen hier und experimentieren in aller Seelenruhe weiter. Für wen? frage ich mich. In diesem Hause wurde vor zwei Jahren das ‚Germanin‘ erfunden. Sie, Herr Geheimrat, haben auf eigene Kosten eine Expedition nach Afrika geschickt, um die Wirkung an Schlafkranken an Ort und Stelle auszuprobieren. Die Wirkung erweist sich als grandios. Uns aber will er das Wort ‚Germanin‘ verbieten, weil die Welt durch die Bezeichnung auf den Gedanken kommen könnte, das Mittel sein in Deutschland erfunden worden. Wundert Sie’s, Herr Geheimrat, daß einem dabei die Lust vergeht? Wozu an einem Malariamittel arbeiten? Die malariakranken Deutschen kann man sich an den Fingern abzählen. In anderen Ländern aber gibt es Hunderte von Millionen. Man betont neuerdings ausdrücklich, daß wir nicht fähig sind, zivilisatorisch in Kolonien zu wirken. Warum lassen wir die

Infanterieuniformen zu uns hierher an den Rhein schicken zu können. Uns aber will er das Wort ‚Germanin‘ verbieten, weil die Welt durch die Bezeichnung auf den Gedanken kommen könnte, das Mittel sein in Deutschland erfunden worden. Da erwarten Sie, Herr Geheimrat, von einem Angestellten, der noch einen Funken Schamgefühl im Leibe hat, daß er hier sitzt und an einem Malaria-mittel arbeitet? Es gibt nicht einen schlafkranken Deutschen in der Welt. Die malariakranken Deutschen kann man sich an den Fingern abzählen. In den englischen, französischen, belgischen, amerikanischen Gebieten aber gibt es Hunderte von Millionen. Der Versailler Vertrag betont ausdrücklich, daß wir nicht fähig sind, zivilisatorisch in Kolonien zu wirken. Warum lassen wir die Herren nicht bei ihrer Meinung?“

Sie haben recht, Horn. Leider. Aber so recht Sie mit Ihren Ausführungen haben, so präzise weisen Sie mit Ihrer letzten Frage auf die erklärende Entgegnung hin. Wir lassen die Herren nicht bei ihrer Meinung, eben weil wir noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe haben, sagen wir ruhig: weil wir Deutsche sind. Sie mögen uns halten für was sie wollen, sie mögen uns entwenden oder nachahmen, was sie wollen – daß sie es tun, beweist ja nur, daß die Sachen etwas taugen – wir haben in Deutschland noch die reine Wissenschaft. Wir forschen noch um des Wissens willen. Ich weiß, das Ausland hat für diese Denkweise vielfach kein Verständnis. Mir scheint sogar, auch bei uns hat noch nicht jeder dieses Verständnis. Man legt uns unsere Anständigkeit als Dummheit aus. Man spricht vom dummen Michel. Denen möchte ich sagen, daß es eine Dummheit ist, auf die wir uns etwas einbilden, in der wir uns nicht belehren lassen, auf die wir stolz sind, und das in hohem Maße, Doktor Horn.“ (S. 318f.)

Herren nicht bei ihrer Meinung?“

Sie haben recht, Horn. Leider. Wir wollen aber die Herren nicht bei ihrer Meinung lassen. Schließlich haben wir ja noch ein Ehrgefühl. Sie mögen uns halten, für was sie wollen, sie mögen uns sonst noch was enteignen oder nachmachen – daß sie es tun, beweist ja nur, daß die Sachen etwas taugen – , wir haben bei uns noch die reine Wissenschaft. Wir forschen noch um des Wissens willen. Ich weiß, das Ausland hat für diese Denkweise vielfach kein Verständnis. Mir scheint sogar, auch bei uns versteht sie noch nicht jeder. Man legt uns diese Art zu denken als Mangel aus. Dazu möchte ich sagen, daß ich wie alle meine Freunde diesen Mangel nicht gern entbehren möchte.“ (S. 287)

- 48 Sie war nicht viel kleiner als Horn, der seinerzeit in der ersten Kompanie seines Regiments sein erstes Halbjahr gedient hatte. Ihr helles Haar umrahmte ein goldbraunes Gesicht, das hart und klar geschnitten war. Sie ging ohne Hut, obwohl ihr Vater Großhändler in Kaffee war. Mit ihren zweiundzwanzig Jahren konnte sie sich das erlauben. (S. 324f.)
- 49 „Welcher Firma?“
„In Elberfeld, in Leverkusen, in Ludwigshafen, Höchst, Berlin, dem alten Duisberg, den I.G. Farben, wie das alles zusammen neuerdings heißt.“ (S. 327)
- 50 Die Praxis kam nicht in Gang. Die Europäer, die fast durchweg Engländer waren, mieden ihn. (S. 334)
- 51 Der Arbeitsplatz in dem Versuchslaboratorium zu Elberfeld, [...] auch jetzt noch ihre Forschungslaboratorien zu unterhalten und sie sogar zum Staunen der Welt zu erweitern.
Duisbergs Traum war heute Wirklichkeit. (S. 342 f.)
- 52 Tag für Tag traten diese Männer an ihren Arbeitsplatz, wie der Soldat vor dem Feind seine Stellung bezog. Namenlos, aber voller Leidenschaft, [...] (S. 343)
- 53 *Der beste Schütze wird unsicher, wenn er befürchten muss, sein Gewehr könnte versagen. Das schärfste Auge umfaßt das Ziel umsonst, wenn sich das Korn des Visiers verschoben hat. Die ruhigste Hand preßt den Kolben nutzlos in die Schultergrube, wenn die Seele des Laufs nicht mehr in Ordnung ist. Wie das Gewehr in der Hand des Schützen liegt das Mittel in der Hand des Arztes.* (S. 349)
- Sie war nicht viel kleiner als Horn. Ihr helles Haar umrahmte ein goldbraunes Gesicht, das ebenmäßig geschnitten war. Sie ging ohne Hut, das galt in Hamburg für unpassend. Ihr Vater war Großhändler in Kaffee. Mit ihren zweiundzwanzig Jahren konnte sie sich trotzdem erlauben, ohne Hut zu gehen. (S. 292)
- „Welcher Firma?“
„In Elberfeld, in Leverkusen, in Ludwigshafen, dem alten Geheimrat Duisberg.“ (S. 294)
- Die Praxis kam nicht in Gang. [Satz gestrichen] (S. 301)
- [Absätze gestrichen]
- Duisbergs Traum war heute Wirklichkeit. (S. 308)
- [Satz gestrichen] Namenlos, aber voller Leidenschaft, [...] (S. 308)
- [kein neues Kapitel, Absatz gestrichen]

- 54 8 *Wer nachts von der Kölner Rheinbrücke stromabwärts blickt, sieht in der Ferne ein glühendes Kreuz, das von einem glühenden Ring umzogen ist. Die beiden Balken des Kreuzes werden von dem hoch- und quergestellten Namen BAYER gebildet.
Das Kreuz ist in Leverkusen zwischen zwei Schornsteinen aufgehängt, die über hundert Meter hoch sind, und hat einen Durchmesser von der Höhe eines mehrstöckigen Hauses.
Wer in Kairo, New York oder Yokohama ein paar Pyramidontabletten kauft, findet auf der Packung dasselbe Kreuz. [...]* (S. 358)
- 55 „Es muß aber seinen Grund haben, kleine Frau.“
Horn hatte über fünf Monate im Spital gelegen. (S. 359)
- 56 Die Verpflichtungen, die sie als Gäste hier hatten, trennten sie. Herta wurde von der Gattin des Kommandeurs gebeten, ihr Gesellschaft zu leisten. Horn wurde von dem Regimentsadjutanten und dem Chefarzt in das Rauchzimmer entführt.
„Ich staune jeden Tag, daß sie noch hier sind, Kollege Horn“, sagte der Chefarzt.
„Ich an Ihrer Stelle wäre schon längst zur Erholung nach Deutschland gefahren, zumal jetzt, wo es sich dort endlich wieder auf eine anständige Art und Weise leben läßt.“
Horn verstand nicht recht. „Was ist los in Deutschland? Ich bitte Sie zu bedenken, meine Herren, ich habe seit Monaten keine Zeitung gelesen.“
„Ein anderer Wind ist los bei Ihnen zu Hause. Er weht sogar bis hierher. Das sehen Sie doch schon daran, daß wir hier
- 7 *Wer in Kairo, New York oder Yokohama ein paar Pyramidontabletten kauft, findet auf der Packung das BayerKreuz. [...]* (S. 358)
- „Es muß aber seinen Grund haben, kleine Frau.“
„Wenn sie inzwischen eingesehen hätten, welch Geistes Kind du bist, wäre das nicht Grund genug?“
Horn hatte über fünf Monate im Hospital gelegen. (S. 322)
- Die Verpflichtungen, die sie als Gäste hier hatten, trennten sie. Herta wurde von der Gattin des Kommandeurs gebeten, ihr Gesellschaft zu leisten. Horn wurde von dem Regimentsadjutanten und dem Chefarzt in das Rauchzimmer entführt.
„Wann soll die Reise losgehen, Doktor?“
„Bald bin ich soweit, Herr Chefarzt.“
„Wir haben Juni. Es kommt jetzt die beste Zeit für Sie in Europa.“
„Ich muß erst meine Angelegenheiten erledigen.“
„Sind die so dringlich?“
„Es sind meine Kranken.“
„Muten Sie sich nicht zu viel zu, Doktor Horn. Ich rate Ihnen nochmal, schonen Sie sich. Wenn Sie erst endgültig auf der Nase liegen, haben Ihre Kranken erst recht nichts mehr von Ihnen.“
„Bis dahin aber –“
Auf dem Heimweg faßte Doktor Horn

so gemütlich beieinandersitzen.“
Horn wurde immer verlegener.

Der Regimentsadjutant brachte eine Nummer der ‚London News‘ und legte sie aufgeschlagen vor Horn auf den Tisch.

Horn traute seinen Augen nicht. Entgeistert starrte er auf die Bilder dieser Seiten. Es waren Bilder von der Feier des 1. Mai 1933 auf dem Tempelhofer Feld. Ohne ein Wort rannte er aus dem Zimmer, rannte durch alle Räume des Kasinos, rannte durch den Park, bis er Herta gefunden hatte. Jeder gesellschaftlichen Form zuwider faßte er sie bei der Hand, zog sie aus ihrer Umgebung und schleppte sie ins Rauchzimmer vor die Bilder der ‚London News‘.

Herta erging es nicht anders, wie es Horn ergangen war. Sie faßte nicht, was sie hier sah und las. „Wie war das nur möglich?“ fragte sie endlich. „Wie haben sie das bloß geschafft?“

„Sie werden gekämpft haben wie die Löwen, wie die Tiger“, sagte Horn, und sein Gesicht brannte vor Begeisterung. „Mit ‚Schonen‘ wären sie bestimmt nicht so weit gekommen.“

Und wieder nahm er Herta, jeder guten Sitte zum Trotz, bei der Hand und zog sie ins Freie, zog sie zu der Brüstung, zu dem Abgrund, den die Gipfel des Himalaja jetzt tiefschwarz vor fahlem Himmel überragten. „Hör mich an, Herta! Hör mich ganz ruhig an! Eben noch war ich entschlossen, nach Deutschland zu fahren. Sie haben mich auf den Gedanken gebracht, noch bevor ich es wußte. Jetzt frage ich dich, kann ein anständiger Deutscher hier nach halber Arbeit seinen Posten verlassen? Was ist Erholung und Wohlbefinden vor solch einer Leistung? Müßte man sich zu Hause nicht schämen vor jedem Menschen auf der Straße, der durchgehalten hat? Ist es nicht gerade

plötzlich Hertas Hand. „Ich muß wieder hinunter nach Padmapur, nach Rangpur. Sag mir, daß du ebenso denkst.“

„Geh nach Rangpur, Mann! Nur warte noch die paar Monate. Ich möchte ... das Kleine hier oben zur Welt bringen.“

„Herta - - , Herta - - ! Und das sagst du mir jetzt erst?“ Er faßte sich an den Kopf. „Vor ein paar Stunden erst hast du mich genau so gefragt. Was sind wir bloß für Menschen!“
Dein Herz, Mann. Das vergißt du immer. Der Chefarzt hatte mir verboten, dir etwas zu sagen.“

Stöhnend umfing Horn sein Weib mit dem einen Arm, der ihm geblieben war. (S. 324f.)

hier draußen meine Aufgabe, zu zeigen, was wir vermögen? Du sollst nur sagen, daß du ebenso denkst wie ich.“

„Geh nach Rangpur, Mann! Nur warte noch die paar Monate. Ich möchte ... das Kleine hier oben zur Welt bringen.“

„Herta - - , Herta - - ! Und das sagst du mir jetzt erst?“ Er faßte sich an den Kopf. „Vor ein paar Stunden erst hast du mich genau so gefragt. Was sind wir bloß für Menschen!“

Dein Herz, Mann. Das vergißt du immer. Der Chefarzt hatte mir verboten, dir etwas zu sagen.“

Stöhnend umfing Horn sein Weib mit dem einen Arm, der ihm geblieben war. (S. 361-363)

- 57 Aus Kalkutta erfuhr Horn, daß sich in Amsterdam ein Ring gebildet hatte zur Förderung des Chininverbrauchs und daß diesem Ring vorwiegend Händler angehörten, die aus ihrem Blut und ihrer Gesinnung heraus dem neuen Deutschland nicht sonderlich gewogen waren. Diese Händler fürchteten den Absatz des Chinins. Ihr Kampf galt dem Atebrin. (S. 365)
- 58 *„Made in Germany“ ist ein englisches Warenzeichen. Das englische Handelsmarkengesetz von 1887, das 1926 eine neue Fassung bekam, bestimmt, daß Markenwaren, die nicht in England entstanden sind, einen Vermerk über ihr Herstellungsland zu tragen haben. Der Zweck dieses Gesetzes ist, eine ausländische Ware, wenn sie als minderwertig gilt, dem englischen Käufer sofort als minderwertig zu bezeichnen. Ein nicht erwartetes Ergebnis des Gesetzes aber war, daß alle Welt die Waren bevorzugte, die den Aufdruck „Made in Germany“ trugen, weil sie besser waren als die Waren anderer Länder.* (S. 366)
- Aus Kalkutta erfuhr Horn, daß sich in Amsterdam ein Ring gebildet hatte zur Förderung des Chininverbrauchs. Diese Händler fürchteten den Absatz des Chinins. Ihr Kampf galt dem Atebrin. (S. 327)
- [Absatz gestrichen, keine Kapitelgrenze, kein großer Absatz] (S. 327)

- 59 Duisberg hatte diese Gefahr frühzeitig erkannt und für den Bereich der I.G. Farbenindustrie behoben. Die I.G. umschloß aber nur ein Drittel der gesamten deutschen Chemischen Industrie. So waren bis dahin nahezu zwei Dutzend Chemische Vereine in Deutschland entstanden. Alle diese Vereine hatten die Hand des neuen deutschen Staates zu dem einen ‚Bund deutscher Chemiker‘ zusammengeführt, und an diesem Morgen eröffnete dieser Bund sein erstes Reichstreffen in der großen Halle des Deutschen Museums in München. (S. 374f.)
- Duisberg hatte diese Gefahr frühzeitig erkannt, und mit viel Mühe war jetzt erreicht, daß sich alle diese Vereine zu einem ‚Bund deutscher Chemiker‘ zusammenschlossen. An diesem Morgen eröffnete dieser Bund sein erstes Reichstreffen in der großen Halle des Deutschen Museums in München. (S. 334)
- 60 Dies war keiner der üblichen Kongresse, dies war eine Heerschau unerbittlich forschender Kämpfer, ein Konzil von Feuerköpfen. Die Referenten sprachen wie die Heerführer vor der Entscheidungsschlacht. (S. 375)
- Dies war keiner der üblichen Kongresse, dies war eine Heerschau unerbittlich forschender Kämpfer, ein Konzil von Feuerköpfen. [Satz gestrichen] (S. 335)
- 61 Heute 2 Millionen Tonnen Benzin für die deutschen Motoren! 10000 Tonnen Kautschuk im Jahr für die deutschen Reifen. Keine Naphthaquelle, kein Öl, kein Gummi im eigenen Lande. Keine Kolonien. Gefährliche Summen drohen ins Ausland abzufließen. Wir sind eingengt, geographisch, wirtschaftlich, politisch. Wir wollen leben! Immer lauter wird die Forderung nach dem künstlichen Werkstoff. Der künstliche Werkstoff bedingt heute die Zukunft der deutschen Nation. Der künstliche Werkstoff ist zur deutschen Lebensfrage geworden. Aber da regt sich auch schon der deutsche Chemiker. Er drängt nach vorn. Schon hat er ein Verfahren gefunden. (S. 375)
- Heute 2 Millionen Tonnen Benzin für die deutschen Motoren! 60000 Tonnen Kautschuk im Jahr für die deutschen Reifen. Keine Naphthaquelle, kein Öl, kein Gummi im eigenen Lande. Gefährliche Summen drohen ins Ausland abzufließen. Immer lauter wird die Forderung nach dem künstlichen Werkstoff. Der künstliche Werkstoff bedingt heute die Zukunft der deutschen Nation. Schon hat der deutsche Chemiker ein Verfahren gefunden. (S. 335)

- 62 Er hieß Runge oder so ähnlich. Was ist schon ein Name –“
Erstes Reichstreffen der deutschen Chemiker zu München. (S. 376)
- Er hieß Runge oder so ähnlich. Was ist schon ein Name –“
[Satz gestrichen] (S. 336)



Zur Autorin

Lena Höft (Jg. 1989) studierte Sekundarschullehramt für die Fächer Deutsch und ev. Religion (2008-2013). Seitdem arbeitet sie im interdisziplinären Promotionsstudiengang *Sprache – Literatur – Gesellschaft. Wechselbezüge und Relevanzbeziehungen vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart* an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg an ihrer Dissertation zum Thema: „*Durchgesehene und ergänzte Neuauflage*“. *Systembruch und/oder Transformation? Fortschreibungen und Entnazifizierungen literarischer Sachbücher des Dritten Reiches in den 50er Jahren*. Dieses Werk ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung ihrer Staatsexamensarbeit.

